

Genunea Musculus

Genunea

Ein familienchronischer Roman



Montrilac Berlin 2010

Der episodische Roman „Genunea“ entstand Anfang der achtziger Jahre. Er ist auch als „Online“-Buch bei „BookRix“ publiziert.

Montrilac, Berlin 2010



Genunea Musculus

Genunea

Ein familienchronischer Roman

Inhalt (Episoden)

Vorwort von Genunea Musculus	6
Personen	7
Czernowitz	8
Maria Tomanek	9
Stefanie von Turetzki	11
Lilly. Geburt und Jugend	13
Lilly und Silviu	15
Nunis Geburt. Vasiles Tod	19
Bobbys Geburt.....	21
Bobbys Taufe	23
In Wien und Riccione.....	27
Der Empfang der Rückkehrer	30
Hozu	31

Josef Zoref.....	33
Tutica und Rondella.....	35
Rondella und Bobby.....	38
Lilly und die Familie	40
Die „Lilly-Bar“	42
Sprachen.....	44
Vor der Communion	45
Die „Heilige Kommunion“	48
Oma Stefanies Tod	50
Norma Pfriemer.....	52
Geschäfte, Geschäfte... ..	60
Bobby in Vatra Dorna	61
Coliu, der Hausmeister	63
Wintervorräte	64
Die venezianische Lampe.....	65
Nuni und die Schule	67
Nunis Vater Silviu	71
Lillys „Ausflüge“	75
Erste Experimente.....	78
Coca	80
Bobbys Prüfungsangst	82
Opolski.....	83
Die „heilige Familie“	86
Gänsehäufel.....	88
Nunis Ballkleid.....	90
Kriegsbeginn	91
Flucht nach Vatra Dorna.....	92
Heirat mit Willy.....	94
„Heim ins Reich,,. Laurahütte	97
Übergangslager Wartha	99
Die Einbürgerungskommission.....	103
Niedrigkeiten, Widrigkeiten.....	105
Willy im Kloster	107
Luise und Victor Ulrich	109
Bekehrung und Trauung	112
Letzte Monate in Patschkau	116
Cosel.....	117
Czernowitz 1943	124

Beinahe eingebürgert	128
Heimkehr nach Czernowitz.....	131
<i>Zwischenbemerkung</i>	<i>139</i>
Meine Daunendecke	140
Die Geschichte der Minna Tennenhaus	146
Nana - eine sexuelle Belästigung	156
Der Zufall - mein Glück.....	159
Ad Absurdum	160
Peter und seine Folgen	165
Der Koffer	168
Der Gast.....	174
Concessionen.....	177

„Was soll ich nur mit Euch machen? Die ganze Welt beschäftigt sich mit Politik, Technik oder Geld, und ich ... ich finde den Mut, über Zeiten und Menschen zu erzählen, lustige und tragische Ereignisse chronologisch bis heute zu schildern - so, wie sich eben der Faden unserer Existenz abwickelt. Über Menschen und Tiere werde ich Euch erzählen, die mir als Persönlichkeiten begegnet sind und die mich zum Nachdenken und Schreiben inspiriert haben...“

Genunea Musculus



Genunea Musculus

(Aufnahme vom 15. April 2006)

In diesem „Theaterstück“ spielen:

- Maria Tomanek, später verheiratet Turetzki, Mutter der Stefanie von Turetzki
- Stefanie von Turetzki („Tutica“), später verheiratet Jemna, Nunicas Großmutter mütterlicherseits
- Vasile Jemna („Toticu“), Nunicas Großvater mütterlicherseits
- Lilly Jemna, später verheiratet Dimitrovici, Nunicas Mutter
- Theophilact, Nunicas Großvater väterlicherseits
- Silviu, Nunicas Vater
- Nunica („Rondella“) – Genunea Musculus
- Silviu („Bobby“, geb. 1925, Nunicas Bruder
- Hortensie, jüngste Schwester von Nunicas Vater
- Dionisos, Ehemann von Hortensie
- Hozu, der Hund im Hause Dimitrovici
- Diana, Hozus „Geliebte“
- Poussi, der Truthahn im Hause Dimitrovici
- Coliu („Colziu“) und Klara, Hausmeisterehepaar von ca. 1930 bis 1940
- Titi, Nunicas Schulfreundin in Czernowitz
- Willibald Niefer („Willy“), Nunicas 1. Ehemann 1940-1947
- Aristide Voloseanu („Bobo“), Nunicas 2. Ehemann 1948-1950
- Giuseppe Godini („Giusi“), Nunicas Gefährte 1956-1966
- Heinz Musculus, Nunicas 3. Ehemann 1966-1976
- Silviu, geb. 1951, („Bobby“), 1. Sohn von Nunicas Bruder
- Cristian, geb. 1955, 2. Sohn von Nunicas Bruder
- und viele andere...

Czernowitz

Am äußersten nordöstlichen Rande des großen österreich-ungarischen Imperiums, im Norden der Bukowina, lag die Residenzstadt Czernowitz. Es war, bis 1914, ein gemütlicher Ort voller Kultur mit vielen Minoritäten, die mehr oder weniger friedlich miteinander lebten und der Stadt ihr besonderes Colorit gaben. Polen, Rumänen, Ukrainer, Huzulen, Juden, Ungarn... sie alle fühlten sich als Österreicher und dienten treu und ergeben ihrem Kaiser Franz-Joseph II. Die ein- oder zweispännigen Fiaker mit klingenden Pferdeglöckchen und ihren Kutschern im schwarzen Frack und Hochzylinder belebten die Straßen. Auch die Zeitungsjungen mit ihren Morgen- und Abendausgaben gehörten in diese patriarchale Atmosphäre. Nichts schien diesen Frieden in seiner Ruhe erschüttern zu können. Für die sensationslüsternen Menschen gab es keine Sensationen mehr. Die armen Zeitungsjungen mussten die uninteressanten Pressenachrichten und Ereignisse durch ihr Geschrei in verschiedenen Tonarten verkünden. So machten sie ihren kläglichen Umsatz. Politik war damals für die meisten Menschen zweit- oder fastgarnichtrangig...

Maria Tomanek

Maria Turetzki (geb. Tomanek) war mit großer Schönheit gesegnet - oder vielleicht belastet... Sie hatte in Wien eine Höhere Töchterschule absolviert, so, wie es die Mädchen aus besserem Hause in der damaligen Zeit tun mussten. Dort hatte sie Französisch gelernt, Klavierspielen, Referenzen geben und Referenzen entgegennehmen. Die Directrice dieser Schule empfahl Maria eine Stelle, weit weg im Ausland.

Der rumänische Fürstenhof in Bukarest suchte eine Gesellschafterin. (Karl von Hohenzollern-Sigmaringen war soeben, 1866, von Neuwied nach Bukarest geholt und zum Fürsten des wenige Jahre zuvor ausgerufenen Staates Rumänien gewählt worden.) Maria bekam die Anstellung und lebte sich am Fürstenhof gut ein. Die Bälle erfüllten und übererfüllten die majestätischen Hofjahrespläne...

Und wieder fand ein Ball statt. Es war in einer schwülen Sommernacht des Jahres 1868. Der königliche Lustgarten bot farbige Lampions, Papiergirlanden, silberlackierte Bänke, lukullisches Essen, Dionysos' Nektar und jede Menge Fürsten und Prinzen. Das blaue Blut der Aristokratie glühte rot beim Anblick der Hofdamen. Johann Strauss' Melodien vereinigten in rhythmischen Schwingungen die Paare beim Tanzen. Maria war sechzehn, reizvoll, wohlherzogen und entgegenkommend. Ein österreichischer Prinz ließ sie nicht aus den Armen. Vom Tanzen erschöpft, suchten die Glücklichen ein ruhigeres Plätzchen. Hand in Hand entfernten sie sich von der Menschenmenge und gingen tief hinein in den dunklen Schlosspark. Das weiche, feuchte Gras erfrischte sie, und im Schatten der Sträucher, in denen sie sich niederließen, fanden sie die Liebe... Bei Sonnenaufgang war alles vorbei. Der Prinz verließ das Palais, Bukarest und Maria... Genau kann ich nicht sagen, ob er auf einem weißen Rössl, einer vergoldeten Kutsche oder einer Dampflok heimgekehrt ist. Auch der Park schien traurig, verschmutzt, und sein schöner Rasen war an mehreren Stellen flachgedrückt...

Die Zeit verging, die Erinnerungen blieben. Königin Carmen Silva dichtete, regierte und bemutterte ihre jungen Hofdamen im charmanter Art und Weise. Die Liebste war ihr Maria, die aber immer schweigsamer wurde. Ihre graublauen Augen strahlen Melancholie aus. Ihre seidigen Kleider wurden trotz des Korsetts enger, und das Bäuchlein machte sich täglich

stärker bemerkbar. Dann vertraute sie ihrer geliebten Königin ihr Geheimnis an, das sie aber nicht allzu sehr bereute: das Geheimnis der rauschenden Ballnacht. Ihr verführerischer Nachtprinz hatte keinen Namen, war als Unbekannter ins Unbekannte verschwunden...

Stefanie von Turetzki

Bälle arrangierte man am laufenden Band, Prinzen, Fürsten, und sonstiger Adel erschienen in Massen. Maria war diesmal von einem älteren imposanten Herrn umworben, ein Russe, Atanasie von Turetzki. Er verliebte sich in ihre Schönheit, ging am nächsten Tage zur Königin, bat um Marias Hand und den majestätischen Segen. Carmen Silva informierte sich erst genau über seine Herkunft und erfuhr, daß er in Czernowitz mehrere Güter hatte, reich war und anständig. Atanasie von Turetzki gefiel auch Maria, und er gab Carmen Silva sein Wort, daß er Marias Kind sofort adoptieren würde. Maria heiratete Atanasie und verließ das königliche Haus. Nach wenigen Monaten erschien auf dieser Welt, in Czernowitz, Stefanie, die kleine Park-Prinzessin.



Stefanie Jemna (geb. Turetzki)

Die aber erfuhr von ihrer originellen Herkunft erst 1892, im Alter von 24 Jahren! Als man sie ihr erzählte, war sie gerade nach fünfjähriger Studienzzeit mit dem Dokortitel der Philosophie aus Wien nach Czernowitz zurückgekehrt. So verstand sie die Situation wohl umso besser. Ihre Eltern waren gut und stolz auf sie. Stefanie war für mich und für alle Menschen, die sie kannten, die personifizierte Güte und Weisheit. Durch Philantrop-

pismus und Altruismus verschönerte sie ihr Leben und das vieler anderer. Sie sprach perfekt französisch, deutsch, rumänisch und englisch, verfaßte Lyrik und Erzählungen, malte, stickte, spielte hervorragend Klavier und war die beste Köchin. Da sie sich ein Kind wünschte, gibt sie eine „Vernunftete“ ein. Sie war dreißig. Der reiche Vasile Jemna, Buchhalter und Direktor an der österreichischen Bank in Czernowitz, wurde ihr Mann. Er besaß vier Häuser und ein Sägewerk im Süden der Bukowina. Die Ehe „ging“ - wie man so sagt. Stefanie hatte so viele Interessen, daß sie von ihrem Gatten wenig Notiz nahm, denn er war ihr nicht in allem ebenbürtig. Vasile war der Prototyp des tüchtigen Geschäftsmannes, hatte aber gottseidank ein fröhliches Wesen, einen schwarzen, selbstgedrehten Franz-Josephs-Schnurrbart, ein dickes Bierbäuchlein, hochsteife Krägen, goldene Manschettenknöpfe, schwarze Lackschuhe und immer gute Laune. Nachts kehrte er oft in leicht angetrunkenem Zustand im Fiaker nach Hause zurück. Sein Stimme weckte dann alle Nachbarn: „Fanni, mein Fannerl, ich bin wieder da!“ So stand er glücklich vor der Haustür.

Lilly. Geburt und Jugend

1903 geschah das Erwünschte. Stefanie und Vasile wurden glückliche Eltern. Ihr Töchterchen Natalie, genannt „Lilly“, sah die ersten Lichtstrahlen. Nun wohnten drei Generationen zusammen. Die einzige Sorge war, Lilly zu erziehen und öfters zu verziehen. Lilly war für alle der Sonnenstrahl. Man verwöhnte sie, wo es nur möglich war. Für die Garderobe und Schminkzeuge und Garderobe bestellte man für sie aus den größten Häusern Wiens. Ihr Vater Vasile meinte einmal, daß er für seinen Engel auch den Mond herunterzaubern könnte.

Panik brach aber in der Familie aus, als sich Großvater Atanasie im hohen Alter in das junge Stubenmädchen Anetta verliebte und mit ihr das Haus verließ. Doch das Leben ging weiter. Es vollzog sich kulturell im großen Herrenzimmer in seinen bequemen Fautieulles. Dort las man die Geschichten und Gedichte von Stefanie, lauschte ihrem Klavierspiel und bewunderte ihre Aquarelle. Großmutter Maria strickte Handschuhe und Socken für die ganze Familie. Vielleicht wanderten ihre Gedanken auch öfters zurück zu der rauschenden Ballnacht und sie strickte sie in die feinen Wollmaschen hinein. Miron, der Kater, spielte mit Lilly auf dem großen Teppich Katz' und Mais. Vater Vasile wickelte in Gedanken Finanzprobleme ab.

Mittlerweile war Lilly sechs Jahre alt geworden. Sie bekam Klavierunterricht und bewies großes Talent. In der Volksschule trat sie als „Wunderkind“ auf.

Zu Beginn des ersten Weltkrieges 1914 veranstaltete der Musikverein Czernowitz mit der elfjährigen Lilly eine Reihe von Wohltätigkeitskonzerten. Ihre Mutter Stefanie arbeitete Tag und Nacht: Ein großer Teil ihrer Oberschule war zum „Lazarett“, umgewandelt worden. Am Tage unterrichtete Stefanie ihre Schülerinnen, nachts pflegte sie die verwundeten Soldaten. Sie musste sich außerdem mit Vorurteilen auseinandersetzen, die ihrer Ideologie und Mentalität widerstrebten. Veronika, eine ihrer Schülerinnen, wohnte in einem Mädcheninternat. Ihre Eltern hatten einen Bauernhof unweit von Czernowitz. Sie wurde mit 17 Jahren schwanger, gerade als sie vor dem Abitur stand. Das ganze Lehrerkollegium war darüber so empört, daß man sofort ihren Ausschluß aus der Schule forderte. Stefanie als Direktorin billigte das nicht. Sie erklärte ihren Kollegen, welche Tragödie die Entlassung für Veronika bedeutete. Das haltlose Mädchen könnte sich ja

aus Verzweiflung in den Tod stürzen. Ein uneheliches Kind würden ihre Eltern nie akzeptieren.



Natalia („Lilly“) Jemna

Die bösen Geister aber ließen nicht locker. Es gab weder Verständnis noch Erbarmen. Der Sonderfall wurde an das Unterrichtsministerium nach Wien weitergeleitet. Die Antwort war drastisch: Veronika wurde von der Schule ausgeschlossen. Stefanie nahm das Mädchen zu sich ins Haus, erteilte ihr Privatunterricht und sie bestand das Abitur mit guten Noten. Nach drei Monaten kam auch das Baby. Es war wieder ein Mädchen. Als hervorragende Pädagogin und Psychologin taufte Stefanie das Mädchen wie ihre eigene Tochter „Lilly“. So lebten im Hause Turetzki/Jemna nun zwei Lillys. Stefanie fuhr zu Veronikas Eltern und erzählte ihnen die Geschichte. Ob aus Respekt für die Frau Direktorin oder aus Menschlichkeit - die Eltern zeigten Verständnis für ihre Tochter. Stefanie verheiratete die glückliche Mutter mit einem anständigen Gärtner.

Lilly und Silviu

Das Ende des ersten Weltkrieges brachte 1918 den Zerfall der österreich-ungarischen Monarchie. Die Bukowina mit ihrem Hauptstädtchen Czernowitz wurde Rumänien zugesprochen. So mußten zwei Jahre lang, vor der totalen Romanisierung, zwei Amtssprachen gelten: Deutsch und Rumänisch. „Mutter Stefanie“ - die Analogie zu „Mutter Theresa“ sei erlaubt - blieb weiter als Leiterin an ihrer Schule tätig. Sie half, wo sie nur konnte, besonders den Armen. Ihre Tochter Lilly bestand das Abitur mit Erfolg. Im gleichen Jahr schloß Großmütterchen Maria für immer die Augen.

In Lillys Wesen konnte man eine seltsame Unruhe feststellen, sie wurde hypersensibel und gänzlich desorientiert. Vielleicht war es die übertriebene Verwöhnung während ihrer Kindheit, die ihre Psyche entgleisen ließ. Mutter Stefanie und Vater Vasile sahen die Rettung hier nur in einer guten Ehe. Ein intellektueller, verständnisvoller Mensch sollte Lillys Lebenspartner werden. Nach Lillys Abitur fuhr die Familie zur Erholung in den Süden der Bukowina nach Vatra Dorna, einen romantischen Kurort mitten in den Karpaten. Die Bistriza, ein eiskalter Fluß, verlief quer durch Vatra Dorna und transportierte Holzflöße zu verschiedenen Sägewerken. Die Luft strahlte vor Sauberkeit. Aus den Naturquellen sprudelte das beste Mineralwasser. Die Einwohner sprachen Deutsch und ein schlechtes Rumänisch. Ein Spielcasino aus der Zeit des Rokoko und zwei große Kurhotels gehörten zur Attraktion dieses Städtchens. Die traditionelle Blaskapelle im Kurpark erschrak nachmittags nicht nur die Kurgäste, sondern auch die ahnungslosen Eichhörnchen, das schönste Dekor dieses Parks. Vormittags kamen die Tierchen ganz zahm und fraßen die angebotenen Nüsse aus den Händen der Luftkurbedürftigen. Am Abend versammelte man sich im Spielcasino und forderte sein Glück heraus. Oft fanden auch Bälle in den Prachtsalons dieses Gebäudes statt.

Wie alles im Leben Zufall ist, war es wieder einmal eine rauschende Ballnacht... und hier lernte Lilly einen gutaussehenden, eleganten Herrn kennen. Sein Name: Silviu Dimitrovici, Diplomingenieur, Doktor der Jura und der Philosophie. Er hatte seine Studien in der Musikhauptstadt Wien absolviert. Er war 36 Jahre alt und arbeitete als Diplomingenieur in Vatra Dorna. Lilly war überaus schlank, hatte hellblondes naturgewelltes Haar, große braune Augen und einen verwirrenden, verträumten Blick. Sie tanzte

wie eine Fee. Der Multitelmann wich nicht von ihrer Seite und vom Tanzparkett. Am nächsten Tag trafen sich beide im Kurpark und die großen Tannen wurden Zeugen ihrer ersten Umarmung. Sie verliebten sich, denn den Altersunterschied von achtzehn Jahren bemerkte man nicht. Nach nur einer Woche bat Silviu sehr formell um Lillys Hand und bekam sie sogleich. Die Hochzeit fand 1920 in Czernowitz statt. Sie war nicht das erwartete pompöse Fest... die einzigen Gäste waren zwei Trauzeugen und einige Freunde. Schon in derselben Nacht führten die Eisenbahnschienen sie nach Paris und an die Côte d'Azur in die Flitterwochen. Lilly fand Zärtlichkeit, Verständnis und Geborgenheit an Silvius Seite, Silviu war glücklich, eine so junge Dame aus vornehmen Hause zu seiner Frau zu haben.

Silvius Vater, Teofil, war orthodoxer Pfarrer gewesen und mit seiner Frau Ilaria hatte er sechs Kinder gehabt. Die Familie hatte im Süden der Bukowina in einem orthodoxen Kloster gewohnt, in Vatra Moldoviza. Da Silviu ein guter Schüler gewesen war, hatte ihn der österreichische Staat ein Stipendium in Wien erteilt. Das charmante Wiener Leben der damaligen Zeit hatte Silviu so gut gefallen, daß er es nicht bei einem einzigen Studium belassen, sondern, kaum fertig, sich sofort an der juristischen Fakultät eingeschrieben hatte - und danach an der philosophischen! Allwissend und bereichert um so manche erotische Erfahrungen mit den süßen Wiener „Maderln“ war er nach zwölf Studienjahren in seine Heimat zurückgekehrt und zum Familienstar geworden.

Die Flitterwochen mussten Lilly und Silviu leider unterbrechen; es erreichte sie eine Depesche mit der Nachricht, das Mutter Stefanie schwer erkrankt war. Durch eine Netzhautablösung erblindete sie und wurde sofort pensioniert. Die ganze Familie siedelte in eines ihrer vier Häuser über.



Villa und Parterrehaus
von Vasile Jemna und Stefanie Turetzki
in Czernowitz, Franzensgasse 56

Dieses Haus lag nicht weit von dem Lyzeum entfernt, das Stefanie gegründet und geleitet hatte. Vater Vasile, der tüchtige Geschäftsmann, hatte das Haus von einem russischen Generalkonsul abgekauft. Es war ein weißes, langes Parterre-Haus. Die Fenster waren mit einem weißlackierten Gitter versehen. In den Nischen oberhalb der Fenster hatten sich verschiedene Skulpturen mit Szenen der griechischen Mythologie eingenistet. zum Portal in der Mitte des Hauses führten drei Stufen. Von den beiden Fenstergittern der Eingangstür strahlten dem Betrachter die goldenen Initialen „LJ“ (Lilly Jemna) entgegen. Es war ein historisches Haus und wurde oft von Journalisten fotografiert. Das Haus hatte acht Zimmer, Bad, Küche, zwei Korridore und ein weiteres Zimmer für das Hauspersonal. Zwei Veranden mit rot, grün, gelb und blau gefärbten, eingesetzten Fensterscheiben lagen an der rückwärtigen Gartenseite. Die Rückseite des Grundstücks teilte sich auf in einen Hof mit gepflastertem Weg und Garage, dem gepflegten Rosenpark mit seinem Gartenzwerg, vom Hof mit einem efeuverwachsenen Zaun getrennt, und schließlich dem wilden Garten, der sich über einen Abhang hinweg bis zum Bahnhof erstreckte - Czernowitz lag nämlich auf einer Anhöhe.

Dieser wilde Garten war etwas Besonderes. Das Gras wurde nie gemäht; es wuchs, wie es der liebe Gott wollte. Alte, hohe, dichte Tannen ließen kaum einen Sonnenstrahl zum Boden gelangen. Zwei Nussbäume und vie-

le Kastanien umringten den kleinen Teich, auf dem Lotusblumen und Seerosen schwammen. Steinschotterwege führten in Serpentin zu kleinen Bänken. Hier konnte man der Stille der Natur lauschen. Die Einwohner dieses kleinen Paradieses waren Igel, Schmetterlinge in den lebendigsten Farben, Maikäfer, Frösche, Schnecken, Regenwürmer und Mücken. Alle gediehen und erfreuten sich der Gastlichkeit dieses Reiches. Hier lebten 1920 Mutter Stefanie, Vater Vasile und das jungvermählte Paar Silviu und Lilly. Silviu hatte sich gleich eingefunden, der Reichtum störte ihn nicht im geringsten, er wurde von Mutter Stefanie und Köchin Olga täglich gastronomisch verwöhnt. An die Klavierkonzerte, die Lilly zuhause und in der Öffentlichkeit gab, gewöhnte er sich auch. Er war eine sehr heitere Natur, immer gut gelaunt und ständig zu Späßen aufgelegt. Im Beruf ging es aufwärts mit ihm. Lilly hingegen machte schon bald seelische Krisen durch... ob Silviu der richtige Mann für sie sei, ob ihr junges Leben schon durch die banale Eintönigkeit der Ehe eingeschränkt sein dürfe. Wie könnte ihre Persönlichkeit sich entfalten? Sie wollte ins Ausland, um dort zu studieren - Musik zu studieren und vieles andere, was sie interessierte. Aber mit Grauen musste sie zur Kenntnis nehmen, dass sie schwanger geworden war. Sie war erst siebzehn... also zum Gynäkologen, zur Entfernung dieser Last. Der Zufall, der alles im Leben dirigiert, wurde jedoch zu ihrem Verhängnis. Als sie die drei Stufen des Hauses herabging, um in den Wagen zu steigen, überquerte eine schwarze Katze ihren Weg. „Ein schlechtes Omen“, schrie Lilly, die sehr abergläubisch war, und kehrte noch deprimierter in die Wohnung zurück. Ihr Zustand verschlimmerte sich so sehr, dass sie bis zur Geburt in einer Nervenklinik in der Tschechoslowakei verbleiben musste.

Nunis Geburt. Vasiles Tod

Am 4. Juli 1921 um 1.00 Uhr nachts kam das unerwünschte Katzenkind zur Welt - Katzenkind im doppelten Sinne, denn es wog nur zwei Kilogramm. Lilly war nicht in der Lage, zu stillen. Da es aber doch am Leben erhalten werden sollte, stellte man eine Amme ein, Mariuca. Zusehends wurde die Kleine immer runder und runder, wie eine Kugel. Die Milch behagte ihr - so taufte ihre Großmutter Stefanie sie „Rondella,“. Beide Großeltern waren überglücklich, die Eltern hingegen bagatellisierten bewußt ihr unerwünschtes Produkt. Die Enttäuschung war für sie besonders groß, da es zu allem Unglück ein Mädchen war. Gleich nach der Geburt erkrankte Lilly an einem schweren Gallenleiden. Rondella wurde ausschließlich von ihren Großeltern und Mariuca verwöhnt. Das Baby blühte und gedieh wie ein Pfirsich.

Im Jahr 1923 starb Großvater Vasile mit 51 Jahren an einem Herzinfarkt. Zu sehr hatte er das Leben genossen - „Wein, Weib und Gesang“ war sein Grundsatz, den er sein Leben hindurch befolgt hatte.



Grabmonument
von Vasile Jemna und Stefanie Turetzki in Czernowitz

Danach wurde Rondella von einer Kinderpflegerin versorgt, Luise. Mariuca blieb im Haus als Oberchefin der inneren und auswärtigen Küchenangelegenheiten. Rondellas Eltern quälten sich mit dem guten Leben, mit großen Gesellschaften, Konzerten und Lillys Gallensteinkrisen. In den folgenden Sommern unternahm Silviu und Lilly interessante Reisen nach Griechenland, Frankreich, Spanien, Italien und Nordafrika.

Bobbys Geburt

Das Jahr 1925 brachte der Familie ein neue Panne: die Geburt des Sohnes Bobby. Die beabsichtigte Abtreibung konnte nicht stattfinden. Vor dem Eingang des Arztpraxis erschien plötzlich, wie aus dem Boden, ein orthodoxer Pope. Ein furchtbares Zeichen für Lilly, genau wie vier Jahre zuvor die schwarze Katze, und sie verzichtete auch diesmal auf die Abtreibung. Da Bobby aber ein Junge war, nahm man sein Erscheinen nicht so tragisch, ja, prahlte sogar mit ihm.

Rondella hatte gerade ihr viertes Lebensjahr erreicht. Luise brachte sie am Morgen des 17. Juli 1925 ins Schlafzimmer ihrer Eltern. Lilly lag blass mit ihrem offenen, langen, blonden Haar im Messingbett. In ihrem rechten Arm konnte man das kleine Wunder erkennen, eine rotbraune Puppe mit langen, schwarzen Wimpern und nicht allzu zufriedenen Gesichtchen. Lilly gab Rondella die Hand und sagte ihr, dass der Storch ihr ein Brüderchen geschenkt habe. Rondella war beglückt. Es geschah etwas in ihrer kleinen Seele, das sie noch nicht ganz erfassen konnte. Ein Gefühl der Freude, der Liebe und des Nicht-mehr-Alleinseins erfüllte sie. Sie besitzt ein Brüderchen! Ein Brüderchen, das ihr gehört, das viel kleiner ist als sie, viel schwächer, und das ihre Liebe, Sorge und Hilfe braucht. Sie dachte nicht an einen Spielgefährten - ein ganz bewusstes Muttergefühl, so komisch es auch klingen mag, stellte sich bei ihr ein. Nun hatte ihr Leben einen Sinn: sie wird seine „Mutti“ sein. So lachte sie und sprang um das Bett herum. Wie stolz die kleine Schwester auf ihn war! Ein strammer Junge, und nicht, wie sie, „bloß“ ein Mädchen. Diese natürliche Reaktion entsprang den traurigen Erfahrungen ihres kurzen Lebens. Schmerzlich vermisste sie die Liebe ihrer Eltern. Rondella lauschte oft den Gesprächen des Personals in der Küche, und eines Tages versteckte sich bitter weinend in ihrem Zimmer, nachdem sie erfahren hatte, wie enttäuscht ihre Eltern wegen ihr waren. Zwar wurde sie von ihrer guten „Omama“ mit viel Liebe und Hingabe verwöhnt und erzogen, doch in ihrem kleinen Köpfchen tauchte der Gedanke des Todes auf. Großmutter, blind und alt, würde sicherlich bald sterben und Rondella allein in dieser Welt zurücklassen. Der Gedanke war grausam für sie, bis ihr dieser 17. Juli das Glück - ihr Glück, ein Brüderchen, brachte.

Ihrer Mutter Lilly schenkte der Vater Silviu einen Brillantring. Als Rondella auf die Welt gekommen war, hatte er das Geschenk entsprechend be-

scheidener ausgewählt - ein fein gewebtes Silbertäschchen, und darin ein langbeiniger Silberstorch, der in seinen Flügeln je ein Baby versteckt hielt und als Zuckerzange diente.

Nach der Geburt des kleinen Stammhalters hüllte sich das Hause in Glück und Optimismus. Großmutter Stefanie bemerkte die günstige Metamorphose ihrer kleinen Rondella und wurde zuversichtlicher. Oft schaute Rondella mit größtem Interesse zu, wenn ihr kleines Brüderchen gestillt, gebadet und gewickelt wurde. Sein Weinen aber stimmte sie traurig, und sie wusste nicht, was ihm zu geben, um den großen Schmerz zu lindern.

Bobbys Taufe

Große Freude bereitete die weihnachtliche Bescherung. Von ihrer Tante Grete bekam Rondella eine Puppe aus Wien geschenkt, eine wunder schöne große Puppe mit goldblonden Locken und einem rosa Tüllkleidchen mit vielen Rüschen. „Mama“ konnte sie auch sagen. Rondella freute sich über diese Überraschung, doch wieviel schöner wäre es gewesen, hätte sie einen „Jungen“ bekommen. Ob man nicht eine Veränderung vornehmen könnte, um diese „Schande“ zu beseitigen?

In dieser delikaten Situation eilte ihr ein guter Geist zur Hilfe. Schnell hüpfte Rondella in die Veranda (sie ging nie, sondern hüpfte, auch auf der Straße), wo sich hinter einem Vorhang viele Koffer und Hutschachteln ihrer Mutter befanden. In einer der Schachteln fand sie verschiedene Lederhandschuhe, die Lilly bei ihren Konzerten trug - weiße, schwarze, dreiviertellange Glacéhandschuhen feinsten Qualität. Mit einer scharfen Schere schnitt Rondella den Daumen eines schwarzen Handschuhs ab. Über ihre Tat entzückt, schritt sie sogleich zur Operation. Sie zog ihre Puppe aus und versuchte, mit Spucke den schwarzen Glacé-Daumen zwischen den Beinen festzukleben. Die Spucke klebte aber nicht. Da Rondella auch viel in der Küche spielte und beim Kochen und Backen gern zuschaute, erinnerte sie sich, dass man eine Klebmasse aus Teig und Wasser herstellen kann. Von „Uhu“ war damals keine Spur. Auf einem Schammerl streckte sie sich empor bis zur ersten Schublade der Küchenkredenz, wo sich das Mehl befand. Ein Löffel Mehl und viel Spucke genügten, um die Umwandlung zu vollziehen.

Nun ist es geschehen - der Daumen klebt ganz fest. er ist groß und schwarz, jeder kann ihn wahrnehmen. Er sticht bewusst ab. Das Tüllkleidchen zog Rondella der Puppe doch an, denn sie hatte keine Auswahl. Die Puppe hieß „Lola“. Ihre Tat verriet sie vorläufig niemandem, denn sie hatte weitere Pläne...

Am 6. Januar 1926 bereitete man alles für die große orthodoxe Taufe des Brüderchens vor. Der Erzbischof zelebrierte sie. Zwei Minister, Hochschulprofessoren, waren die Taufpaten, und viele, viele Gäste wurden eingeladen.

Im grünen Rokoko-Salon fand das Ritual statt. Man brachte einen großen, versilberten Kessel, füllte ihn mit ungefähr zehn Litern kaltem Wasser und stellte ihn auf den grünen Perserteppich mitten in den Salon. Um acht Uhr abends sollte die Feier beginnen. Die Gäste fanden sich in Abendgarderobe ein. Die Damen in langen Seiden-, Samt- und Brokatkleidern, die Herren in Frack und Smoking. Zehn Minuten nach acht erschien der Erzbischof. Würdig, mit erhobenem Kopf, betrat er das Zimmer. Er blitzte von allen Seiten. Seine lila-violette Veloursmütze, die ungefähr einer Kochmütze glich, saß fest auf seinem Kopf und rutschte bis zu den Augen herunter. Seine buschigen, graumelierten Augenbrauen verhinderten ihr weiteres Heruntergleiten. Unter den strahlenden Augen ragten zwei wohlgenährte rosarote Bäckchen hervor, aus denen in der Mitte eine kleine Stupsnase emporguckte. Sein ganzes Gesicht war von weißgrauem, gekräuseltem Haar umringelt, das sich als Bart bis fast zum Nabel in verschlingenden Zipfeln fortsetzte. Zwischen diesem zottigen Lockenwirrwarr blitzten, wenn immer er sich bewegte, die glitzernden Steine eines immensen Kreuzes. Sein Festgewand war aus langer, schwerer Seide und floss aus seinem dicken Körper bis zum Fußboden herunter. Es war in Rot, Silber und Gold mit Motiven aus dem Paradies bestickt, und weiter unten mit Symbolen der Hölle. Die Schuhe verschwanden unter seinen Röcken. Ein Sekundant, ein armer Kirchendiener, brachte ihm vier Meter lange, silberne Kerzenleuchter mit, die er neben dem Taufkessel hinstellte.

Bobby wurde nackt in den Armen von Luise hereingetragen. Er war ein süßes, pummliges Baby. Verwundert und erschrocken blickte er in die Menschenmenge. Man gab das Baby in die großen, plumpen Hände des Erzbischofs. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes tauchte man das Opfer dreimal in das kalte Wasser, und er bekam den Namen „Silviu“, man nannte ihn aber auch „Bobby“. Er schrie wie am Spieß, und nach dem dritten Eintauchen wurde er schnell in Frottéetücher gepackt, um eine eventuelle Lungenentzündung zu vermeiden. Das war aber noch nicht alles. Der Erzbischof nahm eine Schere und schnitt Bobby eine seiner Locken ab. Das barbarische Zeremoniell beeindruckte Rondella sehr. Was mit dem Entfernen seiner Locke bewirkt werden sollte, wissen die Götter. Andachtsvoll standen die Gäste samt Erzbischof und betrachteten den Kessel, die Leuchter und das schreiende Baby.

Rondella verschwand, doch sie kam gleich wieder zurück in ihrem rosa Taftkleidchen mit der großen Schleife im Haar. In ihren Armen hielt sie

die nackte Lola mit dem markanten Kennzeichen, das nicht gerade allzu gut zum Alabasterkörper von Lola passte. Aber man sah deutlich ihr - oder sein - starkes Geschlecht. Eine Unruhe entstand in der befangenen Versammlung. „Lieber Herr Erzbischof, bitte taufen Sie meine Puppe Lola, die ich in einen Jungen verwandelt habe, auf den Namen 'Peter'. Eine Locke schneiden Sie ihr aber bitte nicht ab.“ Einen Moment lang herrschte Stille. Dann tauchte der Erzbischof die Puppe dreimal in das Wasser. Die Gesellschaft atmete erleichtert auf, man lachte herzlich und viele Gäste umarmten Rondella. Gegen zwei Uhr nachts endete die Feier. Die Gäste verließen amüsiert, gut genährt und mit erzbischöflichen Segen das Haus Dimitrovici. Die Familie und das Hauspersonal legten sich zur Ruhe.

Um vier Uhr morgens aber wurden alle durch klirrendes Getöse aus dem Schlaf gerissen. Die Fensterscheiben zerbrachen auf der ganzen Frontseite des langen, weißen Hauses. Als man voller Angst die Holzfensterläden von innen öffnete, verschwanden mehrere Schatten im Dunkel der Nacht. Was war das - so ein Tumult, so ein Schreck nach der schönen Feier?! Baby Bobby, frisch getauft und als neues Mitglied in den Schoß des Christentums aufgenommen, schrie wie in der Hölle.

Am Tage darauf wurde dieses Mysterium geklärt. Professor Dr. Radu Sbiera, Professor der Philosophie, war nicht zur Taufe eingeladen worden. Wahrscheinlich war der Arme durch zu großes Wissen und durch zuviel Lernen und zuviel Phantasie zum Außenseiter der Gesellschaft geworden. Er war ein Original. Im strengsten Winter, bei minus 25°C, ging er mit einer grauen Fledermaus-Pellerine ohne Kopfbedeckung durch Czernowitz. Er trug weiße Sandalen und hielt in einer Hand eine Pferdepeitsche. So erschreckt er auf dem Trottoir die Menschen, die ihm auswichen und ihn „Dracula“ nannten. Seine Studenten nannten ihn „den fliegenden Holländer“. Vater Silviu kam auf die Idee, dass er aus Rache die Fenster eingeschlagen haben könnte. Vor Gericht gab Professor Dr. Radu Sbiera nichts zu und wusch seine Hände in Unschuld. beweise lagen natürlich nicht vor. Niemand hatte ihn um vier Uhr morgens in der Franzensgasse beim Haus Nr. 56 gesehen.

Plötzlich erschienen im Gerichtssaal vier Jungen, zwischen 18 und 20 Jahren alt, mit folgender Aussage: Bis vier Uhr morgens wollten sie in einer Kneipe verbracht haben. Im reichlich angeheiterten Zustand seien sie vor dem Hause Nr. 56 ausgerutscht, auf den „Allerwertesten“ gefallen und hat-

ten mit ihren schweren Stiefeln unwillkürlich die zehn Fensterscheiben durch das Gitter hindurch zerschlagen. Gelächter im ganzen Saal! Silviu, selbst ein Spaßvogel und für jede neue Idee dankbar, begnügte sich aber mit dieser Erklärung und verzichtete auf jeden Schadenersatz. Mit derlei Erkenntnissen verließ das Publikum, der Angeklagte, der Kläger, die Zeugen und die Geschworenen das Hohe Gericht. Silviu hatte aber keine Ruhe, und so wandte er sich am Ausgabe den vier Jungen höflich zu. „Mir könntet Ihr doch die Wahrheit sagen, wie sich alles zugetragen hat. Ich werde Euch nicht bestrafen.“ Die Jungen sahen sich fragend an. Der Couragierteste von ihnen erklärte: „Dr. Radu bezahlte uns ganz schön. Wir konnten dieser Versuchung nicht widerstehen, und mit einem Eisenknüppel schlugen wir Ihre Fensterscheiben kurz und klein.“

Am folgenden Tag erschien die Zeitung mit einer Extra-Ausgabe. „Sensation! Bei Taufe des Sohnes von Dipl.-Ing. Dr. Silviu Dimitrovici wurde auch die Puppe des Töchterchens getauft und nachts alle Fensterscheiben des Hauses von Unbekannten eingeschlagen. Rache, Rache.“ Die Blätter wurden verkauft wie warme Semmeln.

In Wien und Riccione

1927 fuhr die Familie in den Sommermonaten über Österreich nach Italien. Die Fahrt bis Wien, die vielen Stunden im Schlafwagen, vergingen sehr langsam. Lediglich Teta freute sich auf ihre Eltern in Wien, bei denen sie den ganzen Urlaub über verbleiben durfte. Im exklusiven Wiener Hotel „Erzherzog Karl“ auf der Kärntner Straße waren zwei Zimmer bestellt worden. Es war ein großes, freundliches Hotel ganz in der Nähe des Stephansturms. Dort wollte die Familie nur wenige Tage bleiben, um die lieben Verwandten zu besuchen und sich für die anstrengende Weiterfahrt nach Riccione vorzubereiten, schon damals ein eleganter Badeort. Da Teta in Wien verblieb, mussten sich die Eltern für die weitere Urlaubszeit nach einer anderen Kinderpflegerin umsehen. Nach langem Suchen fanden sie die ältere, magere, sehr kurzsichtige Schwester Eberhard. Sie war nicht gerade ein Schönheitsdeal, ihr ganzes Leben war sie nur bei adligen Familien tätig. So war ihr Gehabe komisch und merkwürdig, weil sie nicht einsehen möchte, dass sie jetzt in einer Familie arbeitete, die kein „Von“ im Namen trug. Sie redete die Eltern gewohnheitsgemäß mit „Durchlaucht“ und „Exzellenz“ an.

Rondella und Bobby begannen bitter zu weinen, als Teta sie verließ und die außerordentlich hässliche Schwester Eberhard sie übernahm. Der Name Rondella gefiel ihr nicht. Sie nannte sie „Gretchen“. Nach wenigen Tagen wurde Bobby krank. Er glühte, hatte hohes Fieber. Sofort rief man Dr. Monte, den Chefarzt des Kinderkrankenhauses. Er konnte keine Diagnose treffen, und auch Tabletten vermochten nicht, das Fieber zu senken. Schwester Eberhard stellte dann beim Baden fest, dass sich unter Bobbys rechten Arm in der Achselhöhle eine große Geschwulst gebildet hatte. Bobby hat sich wahrscheinlich auf der Fahr infiziert und musste nun sofort operiert werden. Ein dicker Eiterbeutel wurde entfernt. Dadurch verschob sich die Reise nach Italien, und in der Familie herrschten Unruhe und Sorge.

Nur Rondella kam auf ihre Kosten. Nachdem sie sich bei den Eltern versichert hatte, dass ihr Brüderchen nicht sterben müsse, nahm sie ihr Leben in ihre kleinen Hände und trachtete danach, sich allein zu amüsieren. Wien war für sie ja schon sehr attraktiv. Mit Tante Grete ging sie zweimal in den Prater. Auch die großen, übervollen Spielwarengeschäfte imponierten ihr. Was Rondella aber ganz besonders beeindruckte, war der Lift mit den

Liftboys in ihrem Hotel. So zog sie wieder die Kleider ihrer Mutter an, Stöckelschuhe, Voile-Schals um den Hals und Kopf - und fuhr den ganzen Tag mit den Lifts hinauf und hinunter. Als sie den ersten Tag in dieser Toilette vor dem Hotelpersonal erschien, erschrakten es förmlich. Die Kleine aber hatte so eine besondere Gabe, sich einzuschmeicheln und beliebt zu machen, dass man sie weiter hinauf und herunterfahren ließ. Natürlich hatte man die Eltern gefragt, ob sie nichts dagegen hätten. Sie hatten es erlaubt und der Liftboy ihnen versichert, dass Rondella nichts passieren könnte. Er war ein Junge von vielleicht fünfzehn Jahren in der khakifarbenen Uniform der Liftboys. Schwester Eberhard hingegen war über die „Durchlaucht“-Eltern empört. Das ganze Hotel kannte die komische Kleine aus Rumänien. Man bot ihr Süßigkeiten an und verwöhnte sie, wie es nur ging. Schlimm aber wurde es eines Tages, als Rondella allein versuchte, mit dem Lift davonzufahren. Der Liftboy war nur einen Augenblick abwesend. Rondella stieg ein mit ihrer kompletten Theatergarderobe. Der lange Schal wurde zwischen den Türen der Aufzugskabine eingeklemmt. Nachdem Rondella auf einen Knopf gedrückt hatte, fuhr der Fahrstuhl eine Weile und blieb dann zwischen zwei Etagen stehen. Rondella war außer sich und begann, um Hilfe zu schreien. Sie weinte so laut, dass sich das Personal und viele Hotelgäste in der Empfangshalle versammelten, um sie zu retten. Alle hatte sie lieb. Nachdem man sie aus dem Aufzug befreit hatte, glaubte man, Rondella würde in Zukunft wohl auf diese Vergnügen verzichten. Doch am nächsten Morgen fand sie sich pünktlich wieder bei ihrem kleinen Liftboy ein und gondelte wie gehabt umher.

Vis-à-vis vom Hotel befand sich ein ganz exklusives Spielwarengeschäft. Rondella kokettierte schon lange mit dem Gedanken, dort in Ruhe ein paar Stunden zu verbringen, denn man kannte sie schon von Einkäufen mit ihrer Tante Grete. Die komplizierteste Angelegenheit war für Rondella, die Straße zu überqueren. Das lange Kleid, die hohen Stöckelschuhe und die flatternden Voiles... sich so zwischen den vielen Autos hindurchzuzwängen, war nicht gerade leicht - eine Kunst für sie. An Mut und Abenteuerlust fehlte es Rondella aber nicht. Eines Vormittags, sie hatte schon einige Touren mit dem Lift absolviert, gelang es ihr, die belebte Straße zu überqueren. Im eleganten Spielwarengeschäft angekommen, sahen die Menschen die Kleine verwundert an. Dies aber störte Rondella nicht im geringsten. Ein Verkäufer nahm sie an die Hand und führte sie in die größte Abteilung. Rondella setzte sich auf den Boden, man führte ihr verschiedene

Spielzeugtiere und Fahrzeuge vor und sie fühlte sich wie im Paradies. Das Personal des Geschäfts machte sich keine Gedanken, da man wusste, wo die Kleine wohnte. Zwei Stunden vergingen... Plötzlich erschienen zwei Polizisten mit großen Franz-Josephs-Schnurrbärten, nahmen das Kind an die Hand, schimpften mit den Verkäufern und verließen das Geschäft. Im Hotel bekam Rondella von ihrem Vater Prügel, die sie lange nicht vergessen konnte.

Der kleine Bobby wurde gesund, und man konnte die Weiterreise nach Riccione antreten. Ein schrecklicher Ort. Das Hotel nicht halb so schön wie das „Erzherzog Karl“ in Wien, und, welche Schande, es besaß auch keinen einzigen Lift. So kam Rondella eines Tages ins Hotelzimmer der Eltern und fand dort völlig fremde Menschen. Vor Schreck schrie sie und weinte, man beruhigte sie, nahm sie an die Hand und brachte sie in das Zimmer ihrer Eltern... sie hatte sich in der Etage geirrt. Die Hitze war so groß, dass die ganze Familie inklusive Schwester Eberhard einen eitrigen Sonnenstich bekam, obwohl man sich stets nach ärztlicher Vorschrift nicht zu sehr der prallen Sonne aussetzte. Die Sprache verstand man auch nicht. Rondella und Bobby riefen weinend den ganzen Tag „Zurück zur Omama nach Czernowitz!“ Weil das Hotel aber lange vorbestellt worden war, musste die Drei-Wochen-Kur durchgehalten werden. Schwester Eberhard trug wegen ihrer starken Kurzsichtigkeit einen Zwicker auf ihrer langen, spitzen Nase. Den verlor sie im Sand, und bis sie vom Optiker einen passenden neuen bekam, der von Neapel bestellt werden musste, taumelte sie wie eine blinde Kuh herum. Das war der einzige Spaß der Kinder.

Endlich fuhr die Familie, schwarzgebrannt, von Riccione in die österreichischen Alpen, auf den Semmering bei Wien. Das Hotel „Panhans“, in dem Rondella, Bobby und Schwester Eberhard wohnten, lag sehr schön auf einer Anhöhe, hatte comfortable Zimmer, doch wieder keinen Lift.

Die Eltern reisten nun nach Kairo, und so blieben die beiden Kinder drei lange Wochen nur mit der „Excellenz Zwickerschwester“ zurück. Es war keine schöne Zeit. So atmeten sie erleichtert auf, als sie die Eltern und Schwester Lilly, genannt Teta, nach dieser langen Zeit wieder am Wiener Bahnhof empfangen, um nach Czernowitz zurückzukehren.

Der Empfang der Rückkehrer

In Czernowitz erwartete Oma die Familie mit den verschiedensten Nusspusserln und Torten. Auch Gedichte hatte sie für jedes Familienmitglied vorbereitet. Das Haus war mit Blumengirlanden dekoriert, und am Hauseingang hing ein Plakat mit einem herzlichen Willkommensspruch.

Auch das Personal freute sich auf die Wiederkehr ihrer Herrschaften, denn sie lebten gut bei der Familie und spürten nichts von einem Klassenunterschied. Das ganze Haus war in der Zwischenzeit unter Omas Anleitung gründlich gesäubert worden. Die schwerste Arbeit hier war, den Parkettfußboden der vielen Zimmer zu bohnen. Man kannte noch keine Bohnermaschinen, und so musste Zenobia lange Stunden auf Bürsten herumrutschen, die an ihren Füßen angeschnallt waren. Durch diesen Sport behielt die schöne Zenobia ihre „schlanke Linie“ und Speckhüften konnten sich bei ihr nicht ansetzen. Nach einigen Rutschkilometern spiegelte sie sich perfekt im glänzenden Parkett. Die großen Perserteppiche waren von vier Männern zum Ausklopfen hinausgetragen und mit Teppichklopfern, „Trapatschka“ genannt, traktiert worden. Hausmeister Coliu und seine Frau Clara hatten die Blumenbeete im Rosengarten mit viel Liebe arrangiert.

Mit großem Hallo und pompösen Willkommensreden wurden die fünf Heimkehrer empfangen. Natürlich wussten Mariuca, Olga, Zenobia und das Hausmeisterpaar, dass jedem von ihnen ein Geschenk mitgebracht wurde - so spezielle Geschenke, wie es in Czernowitz nicht zu bekommen waren. Darauf waren dann alle sehr stolz.

Andere wertvolle Familienmitglieder, die zuhause geblieben waren, empfingen die Familie ebenso herzlich. Sie hatte man von den Reise-Strapazen verschont.

Hozu

Hozu, rumänisch, „Dieb“, der braun-weiß melierte Hund, sah von Weitem aus wie ein Schäferhund, war aber keiner, sondern eine Promenadenmischung. Dieser Czernowitzer Hund, ein Produkt der „multikulturellen Gesellschaft“ in der Bukowina, war psychisch, physisch und intellektuell origineller als andere Hunde. Ein großes braunes Auge und ein kleines rotes guckten verschmitzt aus seinem schäferhundähnlichen Gesicht. Sein dicker, buschiger Schwanz wedelte energisch in alle Richtungen. Er wohnte in einer großen Hundebude, die mit Stroh, Federn und Wolle gut ausgepolstert war. Eine lange Hundekette lag symbolisch auf dem Boden, wurde aber von der Familie Dimitrovici, weil sie schon damals für ein freiheitliches Hundeleben eintrat. So lief er im Hof herum, sprang über den Zaun in den großen, wilden Gartenpark und vergnügte sich... Oft begegnete Rondella ihm und seiner Diana, einer Jagdhündin, vormittags im Dominique-Park, der vom Haus der Familie weit entfernt lag. Er flirtete, Rondella schwänzte die Schule, und beide schämten sich ihrer illegalen Taten.

Eines Tages verirrte sich ein Truthahnbaby in den Hof des Hauses. Er wurde von Hozu und von der übrigen Familie freundlichst aufgenommen und „Poussi“ genannt.

Das lange, weiße Haus hatte zwei Eingänge - den Vordereingang für Gäste, „bessere Leute“ und den Hofeingang für das Personal und verschiedene Händler. Montags, gegen neun Uhr, erschien stets ein ukrainisches Bauernpaar aus einem benachbarten Dorf, um beste Butter, saure Sahne, Quark und Eier anzubieten. Sie benutzten einen Pferdewagen, und darauf standen viele Körbe mit den frischen Waren. Gekleidet waren sie in lange, weiße Baumwollhosen und -hemden, an Kragen und Ärmeln mit schwarzem Garn bestickt. In einem breiten Ledergürtel hielten sie die Geldbeutel versteckt. Sie trugen selbstgefertigte Leder-Opanken. Auch die Mäntel aus dicker gewebter Wolle, mit breiten Raglanärmeln, waren mit dem schwarzen Garn umrandet; die weiße Kapuze bedeckte den Kopf. Hozu konnte solche Trachten nicht ausstehen. Er war nur an uns und unsere Gäste gewöhnt, die durch den Haupteingang kamen und „deutsch“ gekleidet waren (Der Begriff „deutsche Kleidung“ war in den k.u.k. Monarchie geprägt worden und stand für die europäische Norm-Kleidung - dunkle Hose, Hemd, Sakko, Hut...). Wenn nun das ukrainische Bauernpaar oder andere Besucher in Nationaltracht die Messingklinke des gelben Eingangstores

herunterdrückten, hörte Poussi das als erster. Er nahm seine „Kampfposition“ ein, indem er die Flügel ausbreitete und seinen Perlenhals hellrot erglühen ließ und lief, in seiner Sprache murrend, dem Eindringling entgegen. Auch Hozu ärgerte sich beim Anblick dieser „unerwünschten“ Gäste und folgte Poussi sogleich. Doch er mimte einen senilen, alten, kranken Hund. Er bellte nicht, hinkte plötzlich mit dem rechten Hinterbein und kniff sein großes Auge zu. Die Bauern bekamen Mitleid mit dem „armen, kranken“ Tier und zeigten natürlich keine Angst vor ihm. Gemütlich betreten sie die Verandatreppe. Oben angelangt, sprang Hozu sie plötzlich von hinten an, biss sie in Hose und Beine, und mit einem Salto „entschwebte“ der „Lahme“ nach vollbrachtem Werk über den Zaun in den wilden Garten. Vater Silviu musste natürlich für die zerfetzten Hosen aufkommen. List und Perfidie brachten Hozu immer wieder den erwarteten Erfolg und Silviu ein Minus in der Tasche. Später verkauften die Bauern ihre Waren nur noch am Haupteingang.

„Hitzel“ war die Bezeichnung in der Bukowina für das, was man hier „Hundefänger“ nennt. Anders als heute führten die Hunde ein richtiges Hundeleben ohne Familienstammbaum, Marke, Hundesteuer und Hundefriedhof, aber mit freier Liebe und echten Knochen, manchmal sogar mit Bauernwaden. Es liefen genug herrenlose Hunde herum, so dass die „Hitzel“ immer vollauf beschäftigt waren. Hozu flanierte täglich auf den Straßen. Öfters versuchten die „Hitzel“, ihn zu erwischen - jedoch ohne Erfolg. Die Natur, oder der Hundegott, hatte ihn mit einem ganz speziellen Körperbau bedacht: sein Kopf war schmaler als sein Hals! So rutschte die Hundefängerschlinge über seine Ohren ganz leicht wieder ab. Hozu konnte sich immer befreien, machte einen Salto und landete unversehrt in seinem Imperium. Klug geworden, meinten die „Hitzel“ dann nur noch resigniert: „Mit dem da, mit diesem Köter, können wir nichts machen, er hat zum Kuckuck so einen Hals, dass unsere Schlinge nicht verfängt!“. So war sein Leben zu seiner und der Familie Freude gesichert.

Josef Zoref

Rondella, das kleine, gefräßige Dickerle, besuchte wieder einmal ihren Freund Josef Zoref.

Josef Zoref besaß im Souterrain des Nachbarhauses ein „Wundergeschäft“; man fand bei ihm fast alle Dinge, die man damals benötigte. Vier Stufen führten in seinen Laden hinunter. Die Treppe war aus morschem, knarrenden Holz. Beim Aufsetzen des Fußes versank man förmlich einige Zentimeter. Diverse Gerüche und Aromen, die aus dem Laden strömten, führten zur leichten Bnebelung der Kunden, regten aber auch ihren Appetit und ihre Kauffreudigkeit an. Verschiedene Arten von feinsten Schokolade lagen zerkleinert auf Tellern und Zeitungspapier. „Türkischer Honig“ war mit Stanniolpapier umhüllt. Neben ihm befand sich ein braunes, offenes Holzfass mit eingelegtem Sauerkraut. Auf einem sogenannten Ladentisch fand man Brot, Mohnkipferl, Honigpousserl, Aufschnitt und Käse; in den Regalen hielten sich Oliven und Olivenöl, Bonbons, Zucker, Mehl, Reis und Schweineschmalz auf. Aus der Tiefe des Ladenraumes schlich der Geruch eingelegter Gewürzgurken, kombiniert mit dem der süßlichen Vanillestangen. An verschiedenen Schnüren hingen von der Decke Salamis, Zwiebeln, Knoblauch und Totenkränze, Räucherheringe, Kerzen und Strohlumen. Zwischen all' diesen Lebensmitteldekorationen erblickte man unzählige, mit dem Tod kämpfende Fliegen. Sie hatten sich an den klebrigen Fliegenpapieren verfangen, die wie Girlanden um die Salamis und um die Räucherheringe schwangen. Ein weißes Tischchen bot Gummibänder, Puder, Nadeln, Vaseline und Stoffreste an. Josef Zoref, der König seines Reiches, war stets zufrieden und entgegenkommend. Sein rundes Gesicht strahlte heller als seine saubere, rosa Glatze, und natürlich fehlte ihm auch der Franz-Joseph-Schnurrbart nicht. Alle Lebensmittel, ob Reis, Schinken, Schweineschmalz oder andere, packte er in Zeitungspapier ein, das in einem hohen Stapel auf einem Holzschemel lag. Josef Zoref war Jude und verstand, mit allen Kunden diplomatisch und fachgemäß umzugehen.

Seine liebste Kundin war Rondella. Sie musste nie bezahlen. Auf kleinen, diformen Papierresten notierte er täglich, was Rondella konsumierte. Ende des Monats wurde die Rechnung von Familie Dimitrovici beglichen. Und wenn Zoref sich einmal zu seinen Gunsten geirrt hatte, war dies für beide Parteien kein Beinbruch.

So stieg das kleine Dickerl sehr oft zu seinem Freund hinab - doch nicht etwa, weil ihr Nahrung oder feine Schokolade zu Hause fehlten, nein! - die Zoref-Atmosphäre, Zoref mit seinen fettverschmierten, meist nach Petroleum riechenden Händen, die aufgestellten Mausefallen, die auf dem Fußboden in den vier Ecken lauerten - alles versetzte Rondella in eine andere Welt...

Tutica und Rondella

Oma Stefanie wurde immer kranker. Ein schweres Leberleiden quälte sie, die fast den ganzen Tag im Bett bleiben musste. Doch von hier aus dirigierte sie den ganzen Haushalt. Sie besprach mit Olga und Mariuca das tägliche Menu ab, rührte im Bett Zutaten für Torten, und häkelte und strickte trotz ihrer Erblindung. Für die kleine Rondella entwarf sie die originellste Decke, die je existierte. Aus weißen Baumwollgarn häkelte sie kleine Deckchen, 10 mal 10 Zentimeter groß. Sie wurden mit blauem Garn von Teta zu einer Decke zusammengenäht. Dann schrieb Oma für Rondella ein Gedicht:

*Kleinchen, mit neuen Schuhen gehst Du auf die Straße,
willst gesehen sein und beachtet in allerhöchstem Maße,
ganz vorsichtig trittst Du, nur auf die Spitzen,
denn Du möchtest sie makellos allzeit besitzen.*

*Doch siehst Du auf Ihnen dereinst einen Flecken,
gehst Du fortan ohne Acht, ohne Schrecken.
Weißt Du, mein Kindchen, mit der Seele ist es gleich,
drum halte bedachtsam sie rein und reich.*

Dieses Gedicht nähte nun Teta mit blauem Garn in die weißen Felder der Decke, ein Wort in jedes Feld. So träumte Rondella süß unter der speziell für sie komponierten lyrischen Decke.

Nachmittags schlief „Omama“ ungefähr eine Stunde. In den warmen Monaten legte sie sich in einen Schaukelstuhl in einer der beiden Veranden, wo sie frische Luft atmete und dem Gesang der Vögel lauschte. Zum Kaffee kamen meistens Menschen zu ihr, um sie um Rat und Tat zu bitten., Es waren Schulkollegen, Professoren, Künstler, Arbeiter und Bauern. Alle empfing sie liebevoll und hörte jedem interessiert zu. Dann verließen sie sie - reicher und optimistischer.

Abends waren die Stunden der Erholung und der geistigen Arbeit. Stefanie spielte Klavier, dichtete und hörte einer Dame zu, die engagiert wurde, um ihr vorzulesen. Sie war über kulturelle und politische Ereignisse bestens informiert.

Mit ihrer ganzen Hingabe und Liebe wandte sie sich Rondella zu, die Kleine war die Erfüllung ihres Lebens. Sie hatte aber ganz große Sorgen um Rondella. Sie spürte, dass sie nicht mehr allzu lange leben würde und dass Rondella, von ihren Eltern vernachlässigt, ohne Liebe aufwachsen müsse. Das aber einem siebenjährigen Kind zu schildern, fiel der alten Dame sehr schwer. So erzählte sie Geschichten und flocht dazu geschickt Tatsachen aus ihrem wahren Leben ein, die Rondella in der Zukunft helfen mochten.

So begann eine Geschichte damit, dass ein armes Elternpaar als Geschenk vom Storch ein Töchterchen bekam. Sie konnten sie kaum ernähren - so arm waren die beiden. Auch hatten sie keine Zeit, sie zu liebkosen oder zu verwöhnen, denn sie mussten den ganzen Tag schwer arbeiten. Das Töchterchen spielte im Sandkasten, freute sich über die Blumen und die Schmetterlinge, wurde größer und ging zur Schule. Sie lernte fleißig und wurde später Lehrerin, verdiente ihr eigenes Geld und verließ zufrieden ihr Elternhaus.

Rondella hörte aufmerksam zu, und die Idee, das Elternhaus zu verlassen, lachte ihr entgegen. Ob sie allerdings auch mit dem fleißigen Lernen einverstanden sein würde, wird später ersichtlich werden.

Im allgemeinen war Rondella ein gutmütiges und relativ artiges Kind. Sie liebte Gesellschaft, das Tanzen, Musik und die Handtaschen der Damen. An den Abenden ihrer Eltern war sie selig. Ungefähr eine Stunde lang durfte sie auch an der Gesellschaft teilhaben. Sie setzte sich immer gleich auf den Schoß der schönsten, jüngsten, geschminktesten und geschmücktesten Dame. Mit ihren Händchen begann sie, die langen, glitzernden Ohringe zu betasten, dann das Collier, die Ringe und endlich die Strass-Abendtasche. Es wurde von Rondella sorgfältig geöffnet, dann Rouge, Puder und Lippenstift entnommen, und hiermit ging sie in den Grünen Salon. Vor dem großen Kristallspiegel begann ihre Kosmetik. Ihr Traum war es, groß zu sein, hohe Absätze zu tragen, sich mit viel Schmuck behängen und sich die Lippen purpurrot zu schminken. Leider musste sie sich aber bald von den Gästen verabschieden, um in ihr Bettchen zu wandern. Teta holte sie ab. Nach solch einem Abend aber schlief Rondella nicht so tief wie sonst. Sie schmiedete in ihrem Köpfchen wieder einen Plan. Zu gern nippete sie Alkohol. Täglich bekam sie einen Löffel Rotwein zur Stärkung - nur einen Löffel. Sie war auf den Geschmack gekommen und wollte mehr von

diesem Elixier, So stand sie nachts auf, schlich barfuß, auf Zehenspitzen ganz vorsichtig ins Speisezimmer und in den Salon. Die meisten Gläser enthielten noch etwas Wein. Rondella griff sich Glas für Glas und leerte alle. Dann taumelte sie glücklich, von niemandem gesehen, in ihr Bettchen zurück. Nur schwer war sie am Morgen wachzubekommen...

Gefräßig war die Kleine auch. Sie naschte die ganze Zeit; man sah sie auch auf der Straße beim Spaziergehen nie an Tetas Hand. Ihre Händchen waren aber auch nie frei. In der Rechten hielt sie ein Butterbrot, und die Linke führte eine große, weichen Birne zum Mündchen. Der Birnensaft floss über ihre runden Bäckchen, verstopfte ihre Nasenlöcher und rutschte in ihr rundes, wohlgenährtes Decolleté bis zum Nabel. Schürzchen wollte Rondella nie tragen dazu war sie viel zu eitel. Ihre hübschen Kleider, die man für sie aus Wien bestellte, waren gleich voller Saft und Fettflecken. Bis zum Schulanfang hatte Rondella keine Freunde. Ihr liebster Spielkamerad war ihre geliebte „Omama“.

Rondella verkleidete sich gerne mit alten Sachen ihrer Mutter. Ein violetter Morgenrock mit einem breiten schwarzen Gürtel, Lackschuhe mit hohen Stöckeln, Federhüte und Pompadours mit Puderquaste und Parfum. So erschien sie zum Fünf-Uhr-Tee bei ihrer Oma Stefanie, der Frau Direktorin. Man hörte die Kleine schon von weitem in den viel zu großen Stöckelschuhen auf dem gebohnerten, knarrenden Parkett. Merkwürdig war, dass Rondella immer die arme Frau spielte. Sie erzählte ihrer „Frau Direktorin“, dass sie die Frau eines Holzhackers sei und fünf Kinder habe, die sie kaum ernähren könne. Mitleid erwecken und Hilfe erhalten fand sie schöner als das problemlose Leben der Reichen.

Rondella und Bobby

Bobby war das ganze Gegenteil von Rondella. Er fand die Menschen abscheulich und hatte Angst vor ihnen. Im runden Zimmer hatten sich wieder mehrere Gäste zu einer Veranstaltung eingefunden. Bobby war damals vier Jahr alt. Er trug einen neuen Matrosenanzug, musste ins Zimmer kommen, jedem die rechte Hand geben und je einen „Diener“ machen. Mit gebeugten, fast hängendem Köpfchen, betrat er völlig eingeschüchtert den Raum, ging in dessen Mitte, hob das Köpfchen, sah die wartenden Menschen an, wurde blass und fiel ohnmächtig auf den Teppich. Teta erweckte ihn gleich wieder zum Leben, und man schwor sich, ihn nie wieder dieser Folter auszusetzen.

1928. Rondella war gerade sieben Jahre alt geworden und ihr erstes Schuljahr hatte begonnen. Sie zeigte aber weitaus mehr Interesse und Vorliebe für das Tanzen. So hatte man für sie einen Tanzlehrer engagiert. Die Kleine lernte Ballett und tanzte Rhythmisch sehr graziös. Rita de la Verda hieß die Tanzmeisterin, eine schöne Russin, die während der russischen Revolution nach Italien geflohen war. Dort hatte sie einen italienischen Adligen geheiratet, aber nur kurze Zeit mit ihm glücklich gewesen. Sie hatte Italien wieder verlassen und eine moderne Tanzschule in Czernowitz eröffnet, weil ihr diese Stadt als kulturelles Zentrum bekannt war. Durch ihren klingenden, fremdartigen Namen bekam sie viele Schüler und ihre Schule einen guten Ruf. Rondella war eine ihrer begabtesten Tänzerinnen. Rita de la Verda besuchte zweimal wöchentlich die Familie Dimitrovici und brachte es mit Rondella so weit, dass sie öffentlich und solo im Kindertheater auftrat. Beim Tanzen fühlte sich Rondella in ihrem Element. Die Musik, die kurzen Rüschenkleidchen und der Applaus des Publikums halfen ihr über ihre alltäglichen schulischen und familiären Sorgen hinwegzukommen. Man versuchte auch, Bobby für das Ballett zu gewinnen und einen schönen Radetzky-Marsch in Uniform zu tanzen. Bobby war unerbittlich, standhaft und hatte für solche Zeitverschwendung überhaupt kein Interesse.

Die Schule brachte weitere Unannehmlichkeiten mit sich... die Kinderkrankheiten. Rondella war die Microbenbringerin und steckte natürlicherweise auch Bobby an. Die beiden Kinder wurden in einzelnen Zimmern isoliert, die Türklinken wickelte man in alkoholgetränkte Tiffons ein und wartete auf die Kinderärztin Frau Dr. Dresdner. Sie wohnte nebenan in ei-

nem der Häuser der Familie Dimitrovici als Mieterin. Zufällig war auch sie ein Original, ein kleine, zierliche Frau mit weißem Haar und einer sehr tiefen Stimme. Als Ärztin und Musikerin hervorragend, spielte sie wunderbar Geige. Leider war ihr das Glück in puncto Liebe nicht gut gesonnen, so dass sie in ihrem Kummer zur Flasche griff. Oft, sehr oft, wurde Vater Silviu nachts durch die Polizei telefonisch benachrichtigt, weil Frau Dr. Dresdner wieder einmal in betrunkenem Zustand im Straßengraben gelegen hatte. Silviu musste dann seinen Chauffeur wecken, der die Arme dann fluchend nach Hause brachte. Wahrscheinlich durch ihre Arbeit, durch Depressionen und Alkoholgenuss bedingt, bekam Frau Dr. Dresdner einen „Tick“. So begrüßte sie, wenn sie zur Konsultation ins Haus Dimitrovici kam, das Personal, die Eltern, Oma und die Kinder sehr ergeben mit einer Verbeugung fast bis zum Boden und der Worten „Küss die Hand!“ Rondella und Bobby brachen in lautes Gelächter aus, was aber die Kinderärztin nicht im geringsten störte. Dank ihrer richtigen Diagnose waren die Kinder immer bald wieder auf den Beinen.

Eines Tages lag Bobby mit hohem Fieber im Bett. Plötzlich sagte er zu Schwester Louise: „Bitte ruf die Mama zu mir, ich muss sie um etwas bitten.“ Verwundert kam Lilly. „Nimm bitte einen Bleistift und ein Blatt Papier, ich muss Dir etwas diktieren... Der Titel ist: ‚Die Agonie eines Kindes‘...“ Bobby war überzeugt, dass er aus dieser Welt scheiden müsse und erzählte Lilly, dass das Sterben gar nicht weh täte und niemand um ihn weinen möge. Er wurde aber wieder gesund und begann, Tiere, Lokomotiven und ausdrucksvolle Gesichter zu zeichnen und viele Figuren aus Plastilin zu modellieren. Alle staunten über sein großes Talent.

Lilly und die Familie

Die Mutter der Kinder entpuppte sich auch als ein Kapitel für sich. Hausfrauenpflichten und Muttergefühle blieben ihr fremd. Erst nach elf Uhr vormittags erwachte sie. Dann rief sie nach Zenobia, dem Stubenmädchen, und erkundigte sich nach dem Wetter. Die Fensterläden des Schlafzimmers zur Veranda hin wurden geöffnet und - egal, ob Sommer, Winter oder Regenwetter - die Sonne schien herein... die bunten eingesetzten Fensterscheiben der Veranda bewirkten dieses optimistische Phänomen. Lilly sprang aus dem Messingbett, warf ihr Batistnachthemd in eine Ecke und lief, nackt und barfuß, springend ins Bad, Daran hatte man sich auch schnell gewöhnt. Sie musste das Speisezimmer, einen großen Flur und die Küche durchqueren. Hier aber unterbrach Lilly ihren Weg für kurze Zeit, umarmte Mariuca und fragte sie, was es denn heute zum Mittag gebe. Mariuca antwortete gewöhnlich nicht, sollte der Speiseplan doch eine Überraschung für ihre Hausherrin sein. Das Bad erfrischte Lilly, sie turnte danach ein wenig und ging in die Küche, um zu frühstücken. Täglich nahm sie zwei Tassen Tee mit dem Saft von sechs ausgepressten Zitronen zu sich, außerdem zwei „Mohnkipferln“. Sie unterhielt sich dabei mit Mariuca und Zenobia, hatte dann aber schon einen Bademantel angezogen.

Nach ein Uhr mittags holte Lilly ihren Gatten Silviu von seinem Büro ab. Bis dorthin musste sie einen langen Weg laufen, denn sein Amt war ungefähr zwei Kilometer von zuhause entfernt. Auch den Rückweg traten beide zu Fuß an, um ihren täglichen Bewegungsbedarf zu decken. Am frühen Nachmittag kamen beide wieder zuhause an, und immer wieder bereitete Lilly den Kinder und dem Personal Freude mit einem lustigen Entblößungsspiel, das „Frau Doktor“ (so sprach das Personal sie an) aus purem Übermut erfunden hatte: Hut, Handschuhe und Mantel warf sie ab, wo sie gerade stand, ihre Füße entkleidete sie, indem sie bis „drei“ zählte und dann ihre Stiefel oder Schuhe bis zur Decke schleuderte. Lillys Fußfertigkeit dabei war bewundernswert, nie zerschlug sie Lampen oder Fensterscheiben. Nur manchmal blieben an der Decke leichte symbolische Flecken, die vom Wetter und der Sauberkeit der Stiefel oder Schuhe abhingen. Nachmittags aßen die Eltern allein im Speisezimmer. Rondella und Bobby lagen um diese Zeit schon in „Morpheus Armen“. nach ihrer Mahlzeit begann Lilly, Klavier zu üben, ungefähr vier bis fünf Stunden. Ab Abend declamierte sie Gedichte und verschiedene Passagen aus Theaterstücken,

meist Dramen. Weil der mittägliche Fußweg beiden offenbar noch nicht reichte, gingen sie abends noch einmal eine Stunde spazieren. Selten legten sie sich vor zwei Uhr nachts zur Ruhe.

Gäste verursachte Lilly so manche Probleme. Sie wurden kategorisiert in „sympathische“ und „unsympathische“ Menschen. Künstler, Professoren und Ärzte repräsentierten die erste Kategorie, Verwandte, Offiziere und Pfarrer die zweite, die unsympathische Gruppe. Man konnte aber nicht immer nur „sympathische“ Vertreter bei sich haben; ab und zu - meistens an den Feiertagen - kam auch die lieben Verwandten. Offiziere wurden von einer Freundin, Julia, ins Haus geschleust. Sie hatte eine Vorliebe für solche „schöne“ uniformierte Männer mit langen Lackstiefeln, Goldknöpfen, eingecremten glänzenden Haar und wenig Geist... und endlich die orthodoxen Pfarrer mit ihren langen Gewändern und ihren langen, weißen Bärten, die dreimal jährlich kamen, um mit Weihrauch und einem Strohpinsel Weihnachtsbespritzungen vorzunehmen und so nacheinander alle Räume des Hauses zu segnen, den Satan zu verjagen und dafür ein gutes Trinkgeld zu erhalten. Während dieser Show versteckte sich Lilly auf der Toilette. War diese aber schon besetzt, kroch sie, wie Hozu, unters Bett. Um die fürchterliche Atmosphäre zu bereinigen, wurde nach dem Besuch solcher unerwünschter Menschen alle Fenster weit geöffnet und die Türklinken mit alcoholimprägniertem Klosettpapier abgewischt. Rondella musste hier auch mithelfen, ungerne und gezwungenerweise. Bobby war für diese Arbeit nicht zu gewinnen; er war kategorischer als Rondella und sagte zu Lilly nur: „Mama, Du bist verrückt. Lass mich in Ruhe, ich muss zeichnen und Tiere aus Plastellin formen.“

Die „Lilly-Bar“

Als Silviu 1928 zum Generaldirektor seines Betriebs ernannt wurde, arrangierte man zwei Festabende. Die erste Feier bestand aus einem feinen Abendessen, serviert von zwei mit Frack und weißen Baumwollhandschuhen gekleideten Kellnern. Der Erzbischof, Diplomingenieure und der Bürgermeister waren eingeladen. An diesem Protokollabend langweilte sich Lilly, obwohl sie immer im Mittelpunkt der Gesellschaft stand und mit ihrem Charme und Humor alle Gäste unterhielt. Doch es war der Abend der für sie uninteressanten Figuren.

Für die zweite Feier dachte sich Lilly etwas Besonderes aus. In ihrem kreisrunden Musikschlafzimmer fühlte sie sich besonders wohl. Hier standen zwei schwere Messingbetten, zwei Nachtschränken, eine kleine Biedermeier-Garnitur mit zwei gepolsterten gelben Sesseln, einem gelben Canapé und einem runden Tisch, und schließlich ragten links und rechts der Eingangstür zwei „Bösendorf,-Flügel ins Zimmer. Eine achtarmiger Kristalllampe hellte die „Arena“ auf. Links öffnete sich die Tür zur freundlichen Veranda mit ihren Gartenmöbeln und vielen Pflanzen. Hier konnte Lilly ungestört ihrem musikalischen Talent nachgehen, mit Freunden interessierte Diskussionen führen und viele Stunden in Ruhe schlafen.

Sie ließ nun dieses Zimmer völlig ausräumen. Sogar der runde, gelbe Perserteppich, der sonst das Parkett bedeckte, wurde hinausgetragen. Lilly hatte zwanzig kleine runde Tisch bestellt, die nun ringsherum an die Wand gesetzt wurden. Auf jedes dieser Tische kam ein Telefon und ein buntes Schirmlämpchen, auf dem die jeweilige Rufnummer aufleuchtete. Die Gäste saßen auf gepolsterten Hockern, und in der Mitte des Zimmers war ein Tanzparkett arrangiert. Die Tür, die ins Speisezimmer führte, war von einer dunkelroten Samt draperie mit goldenen Fransen bedeckt. Über der Tür sah man leuchtende farbige Birnen angebracht, die die Inschrift

Lilly-Bar

bildeten. Die Installation dieser ausgefallenen Idee dauerte länger als eine Woche. Elektriker und Telefonistinnen mussten engagiert werden. Doch dann konnte man von Tisch zu Tisch anrufen, um den nächsten Tanz bitten oder ungestört flirten. Das Grammophon sorgte für leidenschaftliche Tangos und rhythmische Foxtrotts. Lilly trug ein Pariser Modellkleid, lang,

schwarzgeblümt, aus Seide mit einer breiten Schleife als Gürtel und mit einem bestickten weißen Perlkragen. Man machte Späße und tauschte allerhand lustige Erlebnisse aus. Die Mehrzahl der Gäste waren Lillys Musikfreunde und kauzige Hochschulprofessoren. Das kalte Buffet im Speisezimmer bot eine große Auswahlpalette an kulinarischen Raffinessen. Die Feier dauerte bis in den Morgen; niemand man auf die Idee, nach Hause zu gehen.

Es war nicht üblich, der Gastgeberin Blumen zu bringen. Dafür hinterließen die Gäste beim Abschied Trinkgelder für das Personal, und nach einer Woche stattete man den „Verdauungsbesuch“ ab - wahrscheinlich eine österreichische Gewohnheit. Zwischen elf und zwölf Uhr vormittags fanden sich die Gäste mit einer Blume und ihrer Visitenkarte ein. Im allgemeinen gaben die Gäste ihre Karte dem Stubenmädchen Zenobia, die sie dann auf ein kleines Silbertabletchen der „Frau Doktor“ überreichte. Nur intime Freunde traten für fünf Minuten ein und bedankten sich persönlich mit einem Handkuss für den schönen Abend.

Sprachen

Im Hause Dimitrovici wurden zwei Sprachen gesprochen, und das auf ungewöhnliche Art und Weise: Die Kinder redeten mit der Mutter, der Großmutter, mit Teta, Olga und Mariuca ausschließlich deutsch, mit dem Vater aber nur rumänisch. Auch unter sich sprach das Geschwisterpaar nur deutsch. Die Eltern verständigten sich zur gleichen Zeit in beiden Sprachen: Lilly diskutierte mit Silviu in deutsch, er antwortete ihr auf rumänisch. Diese Einteilung musste wegen der Kinder und Silviu eingehalten werden. Silviu musste, als Absolvent ausschließlich deutscher Schulen, in seiner leitenden Funktion nun das Rumänische perfekt beherrschen. Leicht fiel ihm dies nicht. Die Kinder mussten rumänische Schulen besuchen, und so kam es zu diesem Sprachenwirrwarr...

Vor der Communion

Mit sieben Jahren bestand Rondella die erste Volksschulklasse mit guten Noten. An das Lernen hatte sie sich nur schwer gewöhnt, wurde nun aber in die zweite Klasse versetzt.

Nun musste Rondellas Oma sie auf ein kompliziertes Ereignis vorsichtig vorbereiten: die „Heilige Kommunion“. Der Religionsunterricht begann und regte die Phantasie der Kinder an. Die mystische orthodoxe Kirche lancierte verschiedene Gebete und Rituale, die für Erwachsene nicht immer verständlich waren - geschweige für achtjährige Kinder. Oma hatte Rondella in ihrem religiösen Sinn erzogen. Oberhalb ihres Bettchens befand sich ein Schutzengel, ein großes Gemälde nach Raffael. Vor ihm kniete die Kleine vor dem Schlafengehen hin und bat um seinen Schutz für ihre Eltern, Bobby, Oma, für alle guten und armen Menschen und für sich selbst. Daran war Rondella gewöhnt und damit auch einverstanden. Sie betrachtete ihren Engel als einen Boten des lieben Gottes, der ihre Bitten erfüllen würde. „Der liebe Gott hat alles erschaffen, alles Gute auf unserer Erde; er ist der Allmächtige“, erklärte ihr Oma. Weil Rondella aber aufmerksam zuhörte, drängten sich ihr doch einige Fragen auf. „Sag 'mal, liebe Oma, warum gibt es so viele arme und kranke Menschen? Warum müssen wir die Türen vor Dieben zusperren? Wenn Gott so gut und lieb ist, kann er dann nicht den Armen und Kranken helfen und die Diebe abschaffen?“ Die Antwort musste von Oma pädagogisch bedacht werden. „Ja, mein Kind“, antwortet sie dann, „Kranke wird es immer geben. Die Menschen sind unvorsichtig, sie ziehen sich bei Kälte aus Eitelkeit nicht warm genug an, sie putzen sich morgens und abends nicht die Zähne; Kinder spielen im Sand und waschen sich vor dem Essen nicht die Händchen - also ist nicht der liebe Gott an alledem schuld,“ Rondella nickte zustimmend. „Aber wie ist es mit den Dieben, Oma?“ „Die Diebe sind ein Produkt des Teufels, der in fast alles seine Nase hineinsteckt. Es gibt eben gute Menschen - die sind Gotteskinder - und böse - die sind Teufelsmenschen. Vor den letzten müssen wir uns hüten.“ Wer aber überhaupt den Teufel erst erschaffen hat, danach vergaß Rondella zu fragen... „Woran kann man die guten von den schlechten Menschen unterscheiden?“, fragte sie stattdessen. „Gute Menschen schauen beim Sprechen dem Partner in die Augen, sie sind hilfsbereit und lägen nicht. Daran kann man sie erkennen.“ Wenn auch nicht ganz aufgeklärt, stellte sich Rondella mit diesen

Antworten dann doch zufrieden und sprach das Thema „Sünde“ an. „Was ist Sünde? Wie kann man Sünden vermeiden oder verzeihen?..." Dass Jesus sich für unsere Sünden geopfert hatte und gekreuzigt worden war - das konnte Rondella in dem Alter noch nicht begreifen. Der Religionslehrer machte diese philosophischen Ideen seinen kleinen Schülern auf solche unverständliche Art und Weise deutlich: Jeder von uns begehe Sünden, tue Unerlaubtes. Diese Sünden solle man doch Gottes Boten einem Pfarrer beichten und büßen. So würde man für den Empfang der „Heiligen Kommunion“ vorbereitet und dürfe „Leib und Blut von Jesus“ entgegennehmen. Rondella lief wieder angstvoll zu ihrer Oma. „Was für Sünden habe ich? Was muss ich dem Pfarrer beichten? Hilf mir, bitte, bitte.“ „Denk mal nach, kleine Rondella“, sagte Oma sanft zu ihr, „ärgerst Du mich nie, wirklich nie?“ Rondella wurde befangen, sogar etwas eingeschüchtert. Dann gab sie folgende Antwort: „Ich trage keine Schürze und beflecke alle meine hübschen Kleidchen. Ich gehe oft heimlich in die Speisekammer und nasche mit dem großen Suppenlöffel aus verschiedenen Gläsern Konfitüre. Mehr aber weiß ich nicht. Sag' Du, was ich sonst noch Schlechtes tue. Wird mir der liebe Gott diese Sünden verzeihen?“ Oma umarmte sie, fand ihr auch keine anderen Sünden und versicherte ihr, dass der liebe Gott ihr vergeben würde.

Der große Tag rückte heran. Nach dem Unterricht kam der Pfarrer in die Klasse. Er trug einen langen Bart, ein schwarzes, langes Gewand und seine ernste Miene. So ging er zum Katheder, setzte sich, zog aus seiner schwarzen Tasche einen roten Stoff heraus, der einen Tischläufer ähnelte und in der Mitte ein großes Loch hatte. In dieses Loch stieg er mit einem Kopf herein, und der rote, mit einem schwarz-weißen Kreuz bestickte Lappen hing ihn fast bis zu den Füßen hinunter. Die Schüler schauten ihn andachtsvoll und erwartungsfroh an. Aus seiner Tasche zog er ein Büchlein mit den Namen der Kinder. Er rief sie einzeln, alphabetisch, zu sich. Sie mussten an seiner Seite niederknien, bekamen das rote Stoffding auf den Kopf gelegt und dazu als Gottessegen auch die Hand des Pfarrers auf ihre Köpfchen. In dieser Postur fühlte sich Rondella gar nicht gut. Ihr Position war schon durch den harten Schulfußboden nicht gerade angenehm, und ihre Knie begannen zu schmerzen. Die Lüfte, die aus dem Gewand des alten Pfarrers ausströmten, und der Duft seiner Schuhe samt Schuhcreme lösten bei Rondella auch nicht gerade religiöse Begeisterung aus. Dann beugte er sich bis zu ihrem Ohr herab, kitzelte sie dabei unwillkürlich mit

seinem schmutzigweißen Bart und begann, sie nach ihren Sünden auszufragen. Rondella leierte sie ihm ganz schnell herunter und war froh, dass sie davon nicht mehr besaß - nicht wegen der Anzahl ihrer Sünden, das ganze Gehabe war nicht gerade ihr Fall. Der Pfarrer versicherte ihr, dass der liebe Gott ihre Sünden verzeihen würde, wenn sie zehn Tage lang an jedem Abend vor dem Schlafengehen eine Buße vornehmen würde, die darin bestünde, mit dem Kopf zehnmal auf den Fußboden zu schlagen, so dass man es richtig hören könne. Und das an zehn Abenden! Außerdem sollte sie das Schürzchen nie anzuziehen vergessen und keine Konfitüre mehr klauen - so würde sich Gott ihrer erbarmen und ihr verzeihen...

Dies alles erzählte sie zuhause ihrer lieben Oma. Sie musste sich sehr enthalten, um vor Lachen nicht zu platzen. Rondella aber dachte ganz intensiv nach und begann wie gewöhnlich mit ihrer Oma zu plaudern. „Weißt Du, Omama, mir fällt etwas Besseres ein. Das nächste Mal gehe ich gar nicht mehr zu dieser Beichte. Der Pfarrer ist mir unsympathisch, ist alt und schmierig. Ich werden, wie an jedem Abend, vor meinem Schutzengelchen knien, ihm alle meine Sünden vortragen, er wird sie zum lieben Gott weiterleiten... und mir verzeihen. Den Kopf an die Wand oder an den Boden schmeißen werde ich nicht. Aber ich verspreche Dir, weil ich Dich so lieb habe, ab und zu Schürzchen zu tragen, wenn ich ein neues Kleidchen anziehe, und aus der Speisekammer werde ich nur mit einem Teelöffel naschen. Is' gut, Oma?“

Am Abend kniete Rondella vor ihrem Schutzengel, erzählte auch ihm das Erlebte, und statt Kopfklopfen küsste sie ihn auf seine Wangen und Flügel - zehn Mal, zehn Abende. Und Oma ließ sie dabei - ohne Kommentar.

Die „Heilige Communion“

Die „Heilige Communion“ wurde an einem Sonntag auf nüchternem Magen in der Kirche erteilt. Diese Kirche befand sich in der Metropole, der Residenz der Erzbischöfe - ein architektonisch besonders interessantes Bauwerk im byzantinischen Stil aus hellroten Ziegeln mit vielen Türmchen und kleinen Kuppeln. In den Nebengebäuden war die Theologische Fakultät mit ihren Studenten untergebracht. Der Residenzpark im ausgedehnten Innenbereich des Gebäudekomplexes war weit über die Grenzen Rumäniens hinaus bekannt. In ihm lagen mehrere Seen mit Lotusblumen, weißen Schwänen und gepflegten schattigen Alleen, und parfümierter Blütenduft ergötzte die ausgewählten Besucher, die nur mit besonderer Erlaubnis in das Gebäude und den Park durften. Hier nun, vor dem Portal der kleinen Kirche, standen die Kinder in Sonntagskleidern, und punkt acht Uhr morgens erklangen die Glocken. Die Pforte wurde geöffnet, und auf einem roten, weichen Teppich schlichen die „Lämmchen“ hinein bis zum Altar. Der Chor füllte mit seinen Engelsstimmen die Kirche aus. Der Pfarrer im Festgewand mit roter Mütze hielt in beiden Händen einen silbernen Pokal, einen Pokal mit „Heilands Blut“, das „für uns und unsere Sünden geflossen“ sein soll. Ein weiterer Pfarrer hielt ein Körbchen - ein Körbchen mit „Jesus' Leib“. Die Kinder traten langsam, eines nach dem anderen, heran und mussten sich dreimal bekreuzigen, bevor er ihnen in Form eines viereckigen Stückchens Brot ein „Stück aus Jesus' Leib“ in den Mund einführte. Der Pokalpfarrer stand schon mit einem kleinen Teelöffel bereit, um den Kinder auch „das Blut Jesu“ einzuflößen - Blut in Form von Rotwein! Rondella beobachtete das mystische Schauspiel und war über die Hygieneregeln konsterniert. Das Stückchen Brot ließ sie sich von Pfarrers Hand noch in ihren Mund einführen. Als sie aber vor dem Weinpokal stand, weigerte sie sich, diesen anzunehmen und forderte vom Pfarrer kategorisch: „Das Blut von Jesus trinke ich nur, wenn Sie, Herr Pfarrer, ein sauberes Löffel für mich bringen. Ich ekle mich, nach allen Schulkolleginnen den ungewaschenen Löffel in den Mund zu stecken.“ Vor Schreck verschüttete der Pfarrer beinahe das „Blut“ aus dem silbernen Pokal. Rondella blieb standhaft, bekam aber auch keinen sauberen Löffel und ging nur mit „Jesus' Leib“ nach Hause. Und das, obwohl sie der Inhalt des Pokals schon gereizt hätte. Mit einem Satz hätte sie „sein ganzes Blut“ ausgeschlürft - „sein ganzes Blut“... Sofort wurde Das Haus Dimitrovici wur-

de über diese „Schande“ telefonisch benachrichtigt, man empfing Rondella kühl und überließ alles Weitere ihrer Oma.

Stefanies Tod

Der Herbst des Jahres 1928 brach sehr früh an, und so erwartet man auch einen strengen Winter. Oma Stefanie fühlte sich gesundheitlich immer schlechter. Die Czernowitzer Ärzte, die Wien studiert hatten und alle sehr anerkannt waren, stellten bei Oma eine Leberzirrhose fest. Damit begnügte man sich aber nicht und ließ einen Leberspezialisten aus Wien kommen. Seine Diagnose war aber dieselbe. Schmerzen litt Stefanie gottseidank nicht, doch sie wurde täglich schwächer und apathischer. Rondella wich nicht von ihrem Krankenbett; sie nahm die Tragödie wahr, ihre Lebenstragödie. Oma war ihre einzige Freundin, ihr konnte sie alles sagen, sie nach allem fragen, mit ihr auch am besten spielen, Oma beschützte und verwöhnte sie.

Am 28. November 1928 blieb Rondella allein mit ihren Tränen, allein mit ihrem Kummer. Sie hatte natürlich ihr Brüderchen, aber er war noch zu klein; sie musste ihn vor dem Bösen im Leben beschützen - wer aber würde sie davor bewahren - nur ihre Engelchen? Das Herrenzimmer wurde ausgeräumt, die Bücherwände und die Fenster mit schwarzen Stoffvorhängen bedeckt. Den Parkettboden legte man mit einem schwarzen Teppich aus. Mitten im Zimmer stand auf einem Podest der Sarg, von sechs Kerzenleuchtern umgeben, von verstreuten Chrysanthemen und Blumenkränzen umrandet. Rondella durfte ihre aufgebahrte Großmutter nicht mehr sehen. Drei Tage und drei Nächte lang stand der Sarg offen und hielt man Wache. Der Tote durfte nicht eine Minute lang allein gelassen werden. Lilly wurde von Silviu abgelöst, Teta von Mariuca. Am Tage vor der Beerdigung standen auch Schulkollegen, Lehrer und Direktoren, Wache.

Am dritten Tag fand die Beerdigung statt. Rondella durfte sich nun, als der Sarg bereits geschlossen und mit Blumen bedeckt war, von ihrer Oma verabschieden. Vier Männer in schwarzen Trauergewändern und schwarzen Napoleenhüten trugen dann den Sarg aus dem Haus zum Totenwagen, der mit vier Pferden bespannt war. Diese Pferde waren am Kopf mit schwarzen Federn geschmückt und mit je einem schwarzen Rückenmantel bekleidet, deren Fransen bis zu ihren Knien herunterreichte. Vorsichtig setzten die Träger den Sarg in den Wagen, einen großen rechteckigen Kasten mit Glasscheiben. Der Trauerzug setzte sich in Bewegung. Eine Musikkapelle vor dem vier maskierten Pferden ließ den traditionellen Trauermarsch ertönen. Sechs Pfarrer, die Familie und die Gäste gingen hinter

dem Wagen her. Rondella durfte ihn bis zur Schule begleiten, wo man in memoriam einige Worte über das Leben und Schaffen ihrer Großmutter sprach. Dann wurde Rondella nach Hause gebracht, denn die Kleine hätte sich zu leicht in den eiskalten Novemberwind erkälten können. Die Familiengruft lag immerhin eineinhalb Gehstunden vom Hause entfernt. Dort wurde Oma nun beigesetzt.

Nun schmiegte sich Rondella noch enger an das Hauspersonal an. Teta war immer gut zu ihr, und Mariuca sah Rondella wie ihre richtige Tochter an. Doch selten kommt ein Unglück allein. Mariuca heiratete und zog zu ihrem Mann. Hilde, die neue Köchin, zeigte bei weitem nicht solches Interesse für die Kleine wie Mariuca. So suchte Rondella weiter nach einem seelischen Halt. Sie fand ihn schließlich bei ihrer Klassenlehrerin, Frau Elena Popescu, und ging freudig in die Schule, um sich in ihrer Nähe aufhalten zu können. Weihnachten und Silvester wurden um Trauerjahr nicht so pompös wie gewöhnlich gefeiert.

Norma Pfriemer

Im Jahre 1931 beschlossen die Eltern, Teta zu kündigen und eine Gouvernante aus Wien für die Kinder einzustellen. Sie musste perfekt Französisch sprechen, damit die Kinder eine Fremdsprache erlernen. Die Verabschiedung von Teta fiel allen schwer; fünf lange Jahre hatte sie schließlich im Hause gelebt und gearbeitet. Als Abschiedsgeschenk bekam sie eine Silberbesteckgarnitur für zwölf Personen. Die Eltern schrieben wieder nach Wien, diesmal aber an eine Gouvernantenschule, an der auch Fremdsprachen gelehrt wurden; sie mussten außerdem sehr gute Manieren haben und etwas von Kunst verstehen. Diese Schule sandte der Familie Dimitrovici sofort ihren Angebotsprospekt zu. Auf jeder Seite der Broschüre befanden sich Lebenslauf, Ausbildung, eine Aufzählung der beherrschten Fremdsprachen und die Fotografie einer Gouvernante. Die Kinder durften bei der Auswahl mitentscheiden und suchten sich rationalerweise die Hübscheste der Damen aus. Und da die Auserwählte zwanzig Jahre im selben Hause tätig gewesen war, schien sie Lilly und Silviu zuverlässig. So schickten sie der Gouvernantenschule einen Eilbrief mit der Bitte um ihre baldige Ankunft.

Nach zehn Tagen erschien Norma Pfriemer an der rumänischen Grenze. Von den Zollbeamten erfuhr Dr. Dimitrovici telefonisch, dass die Wiener Gouvernante angekommen sei. Silviu fragte verwundert, warum man sie nicht nach Czernowitz einreisen ließe. „Ihre Gouvernante ist mit vier vollen Schrankkoffern, vier Hutschachteln und weiteren zwölf Koffern hier angekommen. Die Sachen müssen verzollt werden. Außerdem sieht sie wie eine Königin aus - so etwas gibt es gar nicht bei uns!“ Silviu fuhr mit seinem Chauffeur zur ungefähr vierzig Kilometer von Czernowitz entfernten Grenze. Über das Verhalten der Zöllner war Norma sehr ungehalten und empfing ihren zukünftigen „Arbeitgeber“ sehr kühl. Vor Silviu stand eine bildschöne, elegante Frau. Sie war 38 Jahre alt und trug zwei Silberfüchse um den Hals. Ein englisches Kostüm „haute couture“, eine Schlangenledertasche und dazu die passenden Schuhe schmiegt sich an ihren vollschlanken, wohlproportionierten Körper. Die Finger glitzerten von Brillanten, und die schweren Goldarmbänder rutschten aus den Kostüm-Manschetten hervor. Ein kleines Schleierhütchen saß neckisch auf ihrem gut frisierten Kopf. Sämtliche Koffer wurden geöffnet. Ihre fürstliche Garderobe, Pelzmäntel, Abendkleider und eine große Schmuckkassette ver-

setzten alle in Erstaunen. Vater Silviu bezahlte den Zoll und die Dame dann ihn seinem Wagen mit, während ein Zöllner ihre vielen Koffer nach Czernowitz brachte. Er musste, um ihr ganzes Gepäck dorthin zu schaffen, mehrere Touren fahren. Ihre Ankunft und ihr Aussehen erregten Sensation im ganzen Haus. Norma interessierte sich zuerst für ihr Zimmer, war aber sehr erstaunt darüber, dass sie nicht ihr eigenes Bad besaß. Der dreiteilige Schrank genügte ihr natürlich auch nicht. So entschloss sie sich, ihre Kleidung in den vier Schrankkoffern aufzubewahren. Rondella und das Personal halfen ihr, die zwölf übrigen Koffer auszupacken. Wieder versetzten ihre Kleider alle in Erstaunen und man fragte sich insgeheim, wie eine Gouvernante so reich und elegant sein könne. Dagegen sah selbst Lilly in ihrer Garderobe stiefmütterlich aus. Rondella wurde traurig, Hilde und Zenobia begannen, untereinander nur noch rumänisch zu reden und boykottierten ihre neue Kollegin.

Nach dem Abendbrot sprachen die Eltern mit ihr und weihten sie in ihr Programm ein. Auch die Kinder wohnten diesem Gespräch bei, bei dem folgende Festlegungen getroffen wurden: Rondella wird um sieben Uhr früh geweckt. Nach dem Waschen frühstückt sie auf ihrem Zimmer. Dann geht sie allein zur Schule. Bobby kann bis neun Uhr schlafen, um dann mit Norma um halb zehn das Frühstück einzunehmen. Zwischen zehn Uhr und halb eins mittags spielt er dann im Garten oder beschäftigt sich in seinem Zimmer mit Zeichnen und Basteln. Über diese Zeit kann Norma dann frei verfügen. Das Mittagessen wird in Rondellas Zimmer um ein Uhr serviert, wenn die Kleine aus der Schule kommt. Zwischen zwei und drei Uhr nachmittags ist Ruhepause; die Kinder werden schlafengelegt. Anschließend wird um drei Uhr ein Spaziergang von eineinhalb Stunden im Residenzpark durchgeführt. Dort, in einem Café, wird dann die Jause zu sich genommen. Während des Spazierengehens soll Norma mit den Kindern ausschließlich Französisch sprechen, so dass sie die Sprache spielend erlernen. Anschließend macht Rondella allein ihre Schulaufgaben, und um acht Uhr abends nach dem Abendbrot werden die Kinder geduscht, Bobby geht schon um neun Uhr ins Bett; Rondella darf etwas länger aufbleiben.

Abends zog Rondella sich gleich aus und stieg unbefangen ins Bad. Komplizierter aber war es mit Bobby: er war an Teta gewöhnt, und sich vor einer so fremden Personal gleich auszuziehen, schien ihm nicht in Ordnung zu sein. Norma bat Bobby: „Lass mich Dich entkleiden, Du bist jetzt mit dem Duschen an der Reihe.“ Er weigerte sich, sah sie misstrauisch an und

entgegnete: „Du bist eine Fremde, ich schäme mich vor Dir. Aber wenn Du Dich nackt ausziehst und ins Bad steigst, tue ich es auch.“ Norma rief Lilly zur Hilfe, aber auch seine Mutter konnte Bobby nicht überzeugen... Die erste Nacht wurde für Norma zum Alptraum. Sie schlief bei offenem Fenster, und ungefähr um 2.00 Uhr nachts sprang ihr eine schwarze Katze von der Straße ins Bett. Norma schrie und weckte die ganze Familie. Man erklärte ihr, dass Katzen wegen der Mäuse notwendig seien und darüber hinaus ganz liebe, nützliche Tiere. Als Norma von den Mäusen erfuhr, geriet sie ganz „aus dem Häuschen“. Hilde und Zenobia lachten nur darüber, Norma hingegen war entsetzt und nahm sich vor, nie wieder auf dem Balkan bei so primitiven Leuten zu landen. Müde von der Reise und dieser ersten Nacht, stand Norma am nächsten Tag später auf. Bei ersten Spaziergang im Residenzpark stellte Rondella Norma mehrere Fragen. „Sag mir bitte, Norma, wie heißt auf Französisch 'die Heuschrecke'“? Sie bekam keine Antwort. „...aber ‚Frosch‘, ‚Seerose‘, ‚Schnecke‘ - weißt Du die französischen Wörter hierfür?“ Norma schwieg verschämt. Als sie wieder zuhause ankamen, petzte Rondella diese Unkenntnisse sofort ihrer Mutter. Erbaut war Lilly über diese Erfahrungen nicht gerade, doch sie ließ sich noch etwas Zeit, bis sie mit Norma darüber sprechen würde. Nachts musste Norma bei geschlossenem Fenster schlafen, wegen der Katzengefahr. Sie fühlte sich bei solcher Umstellung nicht gerade in ihrem Element. Nach einer solchen qualvollen Nacht stand sie Morgens gegen 8.00 Uhr auf. Um etwas für ihre Gesundheit und zu ihrer Erfrischen zu tun, besetzte sie sofort das Badezimmer. Dort fühlte sie sich auch wirklich wohl.

Das Bad war ein großer Raum, bis zur Mitte der Wände hellrosa gekachelt, darüber in dunkelrosa Ölfarbe gestrichen. Die Badewanne war tief in den Boden eingebaut. Ein Waschbecken, ein Bidet und eine Sitzwanne ergänzten die Ausstattung. Auch eine weiß überzogene Liege, die für Silvius Massagen notwendig waren, stand dort. Zweimal in der Woche kam „Herr Fritz“ und massierte Silviu. Er hatte nämlich durch zu langes Sitzen ein recht schönes Bäuchlein angesetzt, doch weder Massagen, noch Turnen, noch die verschiedenen Wiener Gummipunktroller halfen dagegen. Über der Badewanne hing ein großer, dunkelrosa Boiler, der durch Röhre aus der Küche beheizt wurde und ständig heißes Wasser abgab - für die damalige Zeit ein „Comfortwunder“. Durch ein kleines Fenster unter der Decke war das Bad mit der Veranda verbunden.

Kurz nach acht Uhr betrat also Norma jeden Morgen das Bad. Täglich aber zur gleichen Zeit musste auch Silviu das Bad benutzen, denn sein Chauffeur holte ihn um neun Uhr ab und brachte ihn ins Büro. Silviu klopfte an die Badezimmertür und bat Norma höflich, sich zu beeilen. Ihre verwunderte Stimme klang kategorisch. „Es tut mir leid, Herr Doktor, aber ich brauche für meine Frühtoilette eine ganze Stunde.“ Dann hörte Silviu noch, wie sie das Fenster zur Veranda öffnete, um die frische Luft einzusatmen. Eingeschüchtert klopfte Silviu noch einmal und sagte, dass er ins Amt müsse. Man erwarte ihn zu einer Sitzung um 9.30 Uhr, und dieser Termin wurde schon gestern von ihm selbst mit seinen Beamten festgelegt. „Die Sitzung können Sie, Herr Doktor, telefonisch verlegen. Sie müssen sich daran schon gewöhnen. Zwanzig Minuten turne ich. Für das Bad brauche ich ebenfalls zwanzig Minuten. Und dann bleiben mir nur noch zwanzig Minuten für meine Kosmetik.“ Hilde und Zenobia standen vor ihrem Herrn Doktor und platzten vor Wut - was sich eigentlich diese fremde Person so erlaubt! Wie ein Schelm, oder, besser gesagt, wie ein Schuljunge, verließ Silviu die Küche. Das Personal dachte, er ginge zurück ins Schlafzimmer. Sie irrten sich. Silviu eilte in die Veranda, stieg dort auf einen Stuhl und guckte, von niemandem gesehen, ins Badezimmer hinein. Rhythmisch schwang Norma ihre runden Hüften im Evaskostüm. Sekunden, die sich in Minuten verwandelten, versetzten Silviu in eine euphorische Morgenstimmung. Taumelnd stieg er vom Stuhl herab und versah, wie gefordert, mit zittriger Stimme per Telefon seine Sitzung um einige Stunden - er fühle sich nicht so gut... Daran war nicht zu zweifeln.

So begann, langsam aber sicher, im Hause Dimitrovici der Klassenkampf einzuschleichen. Die vereinten Kräfte des Küchenpersonals, das Hausmeisterpaar und der Chauffeur bereiteten die Demaskierung und Beseitigung „des Feindes“ vor...

Es war ein Tag wie jeder andere, kein bedeutender in der Geschichte der Arbeiterbewegung. Im Hause Dimitrovici war er aber ein Anfang zur Explosion. Norma kam mit den Kinder wie gewöhnlich vom Nachmittagsspaziergang zurück. Rondella erledigte ihre Schulaufgaben und am Abend wurde in ihrem Zimmer vom Personal der Tisch gedeckt. Silviu, Lilly, Rondella, Bobby und die Gouvernante hatten für ihre Servietten je einen silbernen Serviettenring, die Familienmitglieder mit eingraviertem Vornamen, die Gouvernante ohne.

Mit gewaschenen Händen nahmen Rondella, Bobby und Norma am Tisch Platz. Um den Kindern elegante Tischmanieren beizubringen, sprach Norma fast täglich dieselben Worte: „Serviette ausbreiten und auf den Schoß legen. In der rechten Hand das Messer, in der linken die Gabel halten. Suppe nie schlürfen. Alles vom Teller aufessen.“ Das Interessanteste aber war, das „Haltung-Erlernen“. Man gab den Kindern unter die Arm-achseln je ein Buch, das sie während des Essens festzuhalten hatten. So wollte man verhindern, dass die Kinder während des Essens ihre Arme zu sehr ausbreiteten - was mit dieser genialen Idee auch gelang. Nun begann an diesem Tag die Katastrophe. Norma merkte zu ihrem Entsetzen, dass ihre Serviette fehlte. Welch Glück, oberhalb des Tisches befand sich eine Lampe, von der eine Schnur mit Glocke herunterhing. Norma läutete nach Zenobia. Sie kam nicht. Norma läutete noch einmal. Ohne Erfolg. Nerven durfte Norma bei Tisch nicht zeigen, es wäre unmanierlich, doch ihre Nervosität stieg. Rondella merkte das. Norma läutete erneut. Auch diesmal... nichts. Ohne sie durften aber die Kinder nicht mit dem Essen anfangen, und so entschloss sich Norma persönlich in die Küche zu gehen. „Zenobia, Sie haben meine Serviette vergessen. Bitte bringen Sie sie hinein.“ orderte Norma geschwollen. Zenobia öffnete die Küchenkredenz und gab sie ihr in die Hand. Empört drehte Norma ihren Kopf weg und befahl Zenobia im Kommandoton: “Sie bringen mir die Serviette auf dem kleinen Silbertablett und folgen mir im Abstand von drei Abstand von drei Schritten ins Kinderzimmer!“ Zenobia schmiss ihr die Serviette an den Kopf. Sie und Hilde liefen schreiend zu ihrer guten und lieben Frau Doktor. „Entweder geht die Fremde, oder wir verlassen Ihr Haus, Frau Doktor. Mit so einer unmöglichen Person können wir nicht bleiben. Sogar der Herr Doktor beugt sich ihr. Wir ertragen sie nicht länger.“ Lilly beschwichtigte sie und beschloss, nach dem Abendbrot im Herrenzimmer mit Norma zu reden.

Dank ihrer Intelligenz wusste Lilly solche Situationen gut zu meistern. Sie fädelt das Gespräch geschickt ein und bat Norma, ihr Leben zu erzählen. Daraus würde man ihre Entwicklung und Mentalität schon erkennen.

Norma begann. „Mit achtzehn absolvierte ich die Gouvernantenschule. Sofort bekam ich ein Arbeitsangebot von einem Herrn Oskar Wald. Seine Frau war bei der Geburt der Tochter gestorben. Ich nahm die Stelle an, da sich Herr Wald in einer prekären Situation befand. Er war ein sehr, sehr reicher Jude, hatte in Wien zwanzig vierstöckige Häuser und auf dem Semmering sieben Villen. Fast in ganz Europa wickelte er Geschäfte ab

und ging auf Reisen. Die Kleine hieß Ruth, und ich wurde mit der Zeit inoffiziell ihre Mutter. Von ihrer ersten Lebenswoche an habe ich sie betreut. Herr Wald wollte nicht mehr heiraten, weil er seine geliebte Frau nicht vergessen konnte, und beschloss, nur für sein Töchterchen zu leben und zu arbeiten. Mich sah er wohl als Mutter seiner Tochter an, nie aber als mögliche Geliebte. Das war mir auch recht, denn äußerlich entsprach er nicht meinem Männerideal. Das Leben, das ich bei ihm führte, kann ich in Worten gar nicht schildern. Es war ein Eldorado. Wir bewohnten außerhalb Wiens ein kleines Palais mit fünfundzwanzig Gemächern und einen Park mit Marmorsäulen. Herr Wald hatte nichts studiert, sondern ganz klein, als Streichholzverkäufer auf den Straßen Wiens, begonnen. Mit seinem ausgeprägten Geschäftsgeist und seinem guten Herz für seine Tochter, für mich und für seine unzähligen Angestellten war er in den Geschäftskreisen sehr beliebt und angesehen, doch auch das konnte ihn nicht vor seinem Unglück bewahren: Als Ruth vier Jahre alt wurde, erkrankte sie an Kinderlähmung, und sie konnte nur noch auf Krücken gehen. Wir fuhren mit ihr durch ganz Europa, sogar nach Amerika, um ihr von den besten Ärzten helfen zu lassen. Leider erfolglos. Ein grausamer Schicksalsschlag für Herrn Wald, für mich und die kleine Ruth. Das Leben ging aber weiter, und Ruth wurde ein kleines Fräulein. Wir arrangierten Abende für sie, mit Musik und Unterhaltung. Sie hatte die denkbar schönste Garderobe und wunderbaren Schmuck bekommen, damit sie das Furchtbare nicht so schlimm empfände. Das half aber natürlich nicht über das Leid hinweg, und viel glücklicher wurde Ruth damit nicht. Auch mir gegenüber zeigte sich Herr Wald großzügig. Meine vollen Koffer und die Brillanten habe ich von ihm. In einem Depot in Wien befinden sich noch Möbel für acht Zimmer, die er mir auch geschenkt hatte. Ruth wurde unterdessen neunzehn Jahre alt, und zu ihrem Geburtstag kamen viele Gäste. Ein junger Redakteur begann an diesem Abend, mir den Hof zu machen. Mir gefiel er sehr gut. Öfters besuchte er uns in der folgenden Zeit, und ich spürte, dass ich mich ernstlich in ihn verliebte. Er war acht Jahre jünger als ich. Eine solche Verbindung wäre für die damalige Zeit etwas Außergewöhnliches gewesen. Uns störte es aber nicht. Ruth bemerkte unsere gegenseitige Zuneigung und wurde unruhig - und das nicht etwa, weil ich sie verlassen würde, um den Redakteur zu heiraten... - etwas anderes quälte sie sehr. Wir sprachen uns aus, und unter Tränen jammerte sie, dass auch sie ihn liebte, Was sollte ich bloß tun? Eine Tragödie war zwischen uns entstanden, und ich musste feststellen, wie grausam das Leben sein kann. Sollte

ich bei Ruth bleiben und auf mein persönliches Glück verzichten? Oder war es besser, Ruth zu verlassen, um den jungen Mann zu heiraten? Diese Frage quälte mich Tag und Nacht. Mir wurde klar, dass ich weder in der ersten noch in der zweiten Situation Zufriedenheit finden würde. Und so entschloss ich mich, beide zu verlassen, weit fortzufahren... um zu vergessen, um ein neues Leben zu beginnen... Ich wandte mich an die Gouvernantenschule, bei der ich meine Ausbildung absolviert hatte, mit der Bitte um eine neue Stellenvermittlung. In kurzer Zeit offerierten sie mir eine Stelle, die mich ansprach und die Bedingungen erfüllte, die mir in meiner Phantasie vorschwebten... Czernowitz - ein weit entfernter Ort, und nach den akademischen Titeln des Familienvaters zu urteilen, eine berühmte Familie. Mit meinen Französischkenntnissen würde ich schon durchkommen, dachte ich - doch was ich vor zwanzig Jahren gelernt hatte, ist inzwischen aus meinem Gedächtnis quasi verschwunden. So kam ich in Ihr Haus, und Sie kennen jetzt mein Leben.“

Normas Erzählungen beeindruckten Lilly und Silviu. „Was tun?“, fragten sich alle drei. Schließlich machte Lilly einen humanen Vorschlag. „Fräulein Pfriemer, möchten Sie bei uns noch bleiben, um mir als Empfangsdame zu helfen? Für die Kinder werden wir eine Hauslehrerin für Französisch engagieren.“ Norma schaute die Familie ermuntert an, und blieb.

Am nächsten Vormittag musste Lilly das Personal aufklären. Sie erzählte Hilde und Zenobia die Geschichte von Norma mit großem Pathos, damit sie Norma verständnisvoller betrachten würden. Dies gelang ihr auch, und so pendelte sich das Leben wieder ein. Norma benutzte das Bad etwas später. Silviu guckte nicht mehr zum Fenster ins Badezimmer hinein. Bobby verlor langsam sein Schamgefühl. Katzen und Mäuse wandelten sich zu Normas lieben, süßen Tierchen. Lilly setzte ihre Mittags-Nacktkultur ungestört fort. Rondella verlor ihre Indiskretion und fragte nicht mehr nach französischen Vokabeln. Und Zenobia vergaß Normas Serviette nie mehr. Als Empfangsdame eignete sich Norma hervorragend. Kam Besuch, erwies sie die Honneurs, und die Gäste bewunderten sie, bevor Lilly erschien. So brachte Norma zwei Jahre bei Familie Dimitrovici zu, und die Zeit linderte ihren seelischen Schmerz. Wie üblich, wurde sie mit einem Geschenk verabschiedet. Sie kehrte nach Wien zurück, um sich wieder bei ihrer Schule zu melden. Sie schrieb noch einige Male an Lilly und Silviu und bedankte sich für die zwei schönen Jahre in ihrem Haus. Norma fuhr zu einer alten, blinden Dame nach Paris, die eine Vorleserin suchte.

Bei Familie Dimitrovici begann wieder die Suche. Diesmal zog man die Kinder nicht zur Beurteilung heran, und nach kurzer Zeit erschien der neue „dienstbare Geist“ - „Kindlinger“ lautete ihr Name. Ihr Interesse galt ausschließlich dem Kochen. Von Französisch keine Spur. Sie schloss Hilde und Zenobia sofort ins Herz und erteilte ihnen den perfekten Wiener Kochkurs. Die Eltern behielten sie nur ein halbes Jahr und beschlossen dann endgültig, keine Erzieherin mehr einzustellen.

Geschäfte, Geschäfte

Endlich ohne Gouvernanten, fühlte sich Rondella selbständiger, und Bobby konnte sich noch intensiver in seiner spirituellen, intellektuellen Atmosphäre einfinden. Oft fuhren Lilly und Silviu dienstlich nach Bukarest. Dann freute man sich doppelt. Einmal bei ihrer Abfahrt - man blieb ja ohne Kontrolle - und bei ihrer Ankunft bekam man die verschiedensten orientalischen Spezialitäten mitgebracht. Waren die Eltern fort, verbrachten die Kinder die Abende in der gemütlichen Küche. Das ganze Personal versammelte sich, und man erzählte. Es war hier eine andere Konversation als die Kinder sie bei den Eltern, in der Schule und bei den Gouvernanten anhören mussten - eine amüsantere. An einem dieser Abende fühlte sich Hilde sehr müde und meinte. „Ich gebe zehn Lei, wenn sich jemand von Euch anbietet, mir die Füße vor dem Schlafengehen zu waschen.“ Sogleich antwortete Bobby. „Für fünfzehn Lei wasche ich Dir die Füße und den Popo, Hilde.“ Es waren nicht etwa subversive Gedanken, die der Kleine äußerte. Nein, er ging schon zu Schule, und sein Interesse hatte sich ausschließlich den Büchern zugewandt. mit Geld konnte er diese beschaffen, und Geld bekam so eine große Bedeutung in seinem Leben.

Mit Rondella machte Bobby die brilliantesten Geschäfte. Er verzichtete auf seine Schokolade und Bonbons, die er geschenkt bekommen hatte. In einer verschließbaren Schublade seines Schreibtisches versteckte er die Leckereien. Ging Rondella wieder einmal zu ihrem Hoflieferanten Josef Zoref, erblickte Bobby sie schon von seinem Fenster aus und schrie: „Rondella, komm bitte her. Ich möchte Dir viel feinere Schokolade verkaufen, als Du sie beim Zoref bekommst, wedelte mit einer Tafel Schokolade „Suchard“ und wies Rondella so den richtigen Weg - zu ihm. „Ich lasse Dir die Tafel auch billiger.“ Diese Verlockungen überzeugten Rondella immer wieder, und sie nahm solche Angebote immer wieder strahlend an. Bobby führte sogar Buch über die verkaufte Ware.

Die Eltern machten sich keine Sorgen um ihr Söhnchen. Die Schule und das Aneignen neuer Kenntnisse füllten sein Wesen aus. Er entwickelte sich zu einem Bücherwurm, und schwer konnte man ihm zum Spielen an die frische Luft bringen.

Bobby in Vatra Dorna

Vatra Dorna, der romantischer Kurort in der Bukowina, an dem einst die Eltern kennen- und liebgelernt hatten, weiß über die Familie Dimitrovici manches zu erzählen. Man fuhr in den Sommermonaten dorthin, nachdem man die Meereskur an Adria oder Schwarzem Meer beendet hatte. Das Hotel lag gegenüber einem Rokoko-Kasino. Eines Morgens ging es in diesem Hotel besonders lustig zu. Rondella hatte gerade ihr zwölftes Lebensjahr erreicht, Bobby sein achttes. Die beiden Kinder standen in ihren Betten und spielten Hand- und Fußball mit Kissen. Ihr Jubeln ertönte im langen Korridor, und sie hörten nicht das Klopfen an ihrer Tür. Es war der Kellner vom Kasino, der an jedem Vormittag das Frühstück für die Kinder auf einem Tablett brachte. Er trat ins Zimmer. Ein Kissen flog ihm an den Kopf, heiße Sahne, Schokolade und Nusskipferln schwammen auf dem Boden. Die Fenster waren geöffnet, und der Luftzug ließ auch die Türen der Nachtkästchen aufspringen. Nachttöpfchen kippten um - volle Nachttöpfchen.

Am Tage wurde die Kur ungestört fortgesetzt. Es regelte sich alles wie am Schnürchen - bis eine Sensation Vatra Dorna erreichte. Im Kino wurde die erste Fallschirmspringerin gezeigt. Bobby wurde nachdenklich und malte sich so Verschiedenes aus. Nach dem Frühstück ging Rondella Tennis spielen. Bobby blieb mit seinen Büchern allein im Zimmer zurück. Ein Freund der Familie, Stefan von Rezzori, wollte Silviu besuchen. er klopfte an die Tür der Kinder, bekam aber keine Antwort und trat ein. Sprachlos blieb er bei offener Tür stehen. Bobby stand auf dem Fensterbrett. Um seine Taille hatte er einen Regenschirm befestigt und war „startbereit,“. „Onkel Stefan, komm bitte herein, ich fliege gleich mit dem Fallschirm herunter!“, rief Bobby. „Bleib’ noch ein wenig stehen. Ich muss Dir den Fallschirm besser am Gürtel befestigen, damit nichts passiert!“, erwiderte der Onkel, und langsam schritt er auf das Fenster zu. Er nahm Bobby vorsichtig in seine Arme und erklärte ihm die Gefahr.

Nicht in jedem Bereich war Bobby so mutig. Dem morgendlichen Waschen stand er durchaus skeptisch gegenüber. Vor allem fand er das Zähneputzen überflüssig. Um sich für diese Heldentat Mut zu machen, hat er die kleine Zahnbürste mit der Creme in seinen Händchen geschaukelt und bis „zehn“ gezählt, bevor er dieses Objekt in sein Mündchen schob. Auch seine Haare wollte er sich nicht schneiden lassen. Die Eltern mussten ihm

glaubhaft versichern, dass sich seine Haare grün verfärben würden, wenn man sie schneidet - erst dann durfte der Friseur an sein Köpfchen.

Coliu, der Hausmeister

In Czernowitz war Coliu, ein Ukrainer, Hausmeister im Hause Dimitrovi-ci. Wenn Silviu und Lilly dienstlich vereist waren, schlief Coliu im Haus der Familie, um diese zu beschützen, denn Einbrecher und Diebe schertten sich genügend herum.

Coliu war ehrlich und fleißig - und wurde zur legendären Figur seines schwachen Willens. Der Stand der medizinischen Forschung reichte damals nicht zur subtilsten Krankheitserkennung aus, man unterschied und betitelte die Trinker in zwei verschiedenen Kategorien: die Intellektuellen nannte man „Alkoholiker“, die anderen beschimpfte man als „Säufer“. Coliu zählte sich zur zweiten Kategorie. Einen Monat lang trank er fast täglich, war zu nichts zu gebrauchen, schlug seine arme Frau Clara, sang dabei so laut, dass man ihre Hilferufe nicht hören konnte. Danach ging er zu Beichte und Kommunion, entledigte sich seiner Sünden, nahm „Jesus' Leib“ zu sich und trank „sein Blut“, schwor dem Pfarrer, drei Monate Alkoholabstinenz und wurde zum „besten Jungen“...

Nach drei Monaten aber begann das Drama von vorn...

Wintervorräte

Um 1930, 1935... Immer im September begann ein noch regeres Leben in der Franzensgasse 56, denn das Einwecken und Einlegen des Wintervorrats wurde aktuell.

Aus einem benachbarten Dorf kamen Bauern und verkauften Äpfel von mehreren kleinen, zweispännigen Leiterwägen aus. Die Familie kaufte für den Winter 300 Kilo davon. Jeden Apfel musste in Seidenpapier eingehüllt werden, damit er bis zum Frühjahr genießbar sei. In zwei Kellerräumen waren dafür Regale bis zur Decke vorbereitet.

Sauerkraut- und Gurkenfässer, Kartoffelsäcke, Zwiebeln und Knoblauchkränze befanden sich in einem weiteren Kellerraum. Eine Handvoll Hühner mit ihrem Hahn schliefen des Nachts in einem kleineren Ställchen im Keller, zusammen mit Poussi, dem intelligenten Truthahn. Tagsüber liefen die Lieben in einem kleinen Vorgarten frei herum. Auf der Veranda weckte das Küchenpersonal Dutzende Arten von Konfitüren und Kompotten ein. Es roch also recht gemischt, ungefähr so, wie beim guten Nachbarn Josef Zoref.

Auch Mariuca, Nunis ehemalige Amme, besuchte öfters noch die Familie und brachte aus ihrem Garten die saftigsten Äpfel und Birnen, die sie in einem runden Korb auf ihrem Kopf trug. Ein Stoffkranz unter dem Korb gewährleistete dessen Gleichgewicht beim Gehen. Es sah lustig aus, wenn sie in ihrem langen Dirndlkleid, barfuß im schnellen Schritt antanzte. Nie fiel dabei ein Apfel aus dem Korb. Rondella hatte sich ihre kindliche Liebe für ihre Pflegemutter bewahrt und freute sich immer, wenn sie sie sah.

Die venezianische Lampe

Lilly und Silviu fuhren zur Abwechslung immer wieder einmal nach Venedig, und einmal brachten sie von dort eine handgemalte venezianische Glasmosaiklampe für den grünen Salon mit. Die Besonderheit dieses Prachtstücks lässt sich in Worten nicht schildern. So bat Silviu Lilly inständig, ihre Schuhe und Stiefelchen wo auch immer, nicht aber im Salon auszuziehen - auch wenn er ihre Schuhauszieh-Schleudertechnik schätzte...

Professor Doktor Florin Vasilescu, ein Familienfreund, wollte als erster das Kunstwerk aus Venedig bewundern. Lilly war gerade von einem Spaziergang zurückgekehrt und fand, angenehm überrascht, Florin im Salon, der mit erhobenem Haupt den Wunderleuchter bestaunte. Eilig legte sie ihren Mantel ab. Florin bat sie noch, ihr Schuhwerk diesmal nicht, wie üblich, an die Salondecke zu projizieren. Doch gerade jetzt wurde Lilly gereizt, hob das Bein, zählte bis „drei“, und der Schuh flog direkt auf die Lampe zu. Die Schale bekam einen Sprung, den man aber wegen der kleinen farbigen Mosaiksteinchen glücklicherweise nicht sah.

Dann umarmte Lilly Florin und führte ihm auch ihren neuen Modellmantel aus Rom vor, der fast so besonders aussah wie der Luster: ein enger hell-lila Samtmantel, der sich von der Taille abwärts zur Glocke formte. Er war vorne kurz und wurde hinten länger und länger. Ein hell-beige Fell umrandete den Saum, ein großer Kragen und ein Muff aus dem gleichen Pelz erwärmten Lillys Bäckchen und ihre Hände. Die Leute sahen sich um und nickten bei ihrem Auftritt auf der Straße. Man konnte leise vernehmen: „... die verrückte Dimitrovici und ein noch verrückterer Mantel...“.

Professor Doktor Florin Vasilescu, Absolvent der New Yorker Fakultät, hatte seinen Lehrstuhl als Mathematiker an der Czernowitzer Hochschule. Sein Geist sprühte wahrscheinlich so viel Wäre aus, dass sein Körper im strengsten Winter nur wenig Kleidung benötigte. So ging der 36-jährige Florin in einem kurzen, braunen, ungefütterten Mäntelchen ohne Mütze in Lackschuhen durch den tiefsten Winter, durch Schnee und Frost, bei minus 30°C - ganz ohne Erkältungserscheinungen. Täglich erschien er pünktlich um sieben Uhr abends bei Familie Dimitrovici, die auch zur seiner Familie wurde. Lilly begeisterte ihn mit ihrem Klavierspiel, das ihn langsam zur Entgleisung aus seinen mathematisierten Sphären brachte. Die Klänge ver-

folgten ihn, und er fredonierte überall die Melodien, in der Universität, auf den Straßen und in den Verkehrsvehikeln...

Klavierspielen konnte er nicht, und so wandte er sich seiner Stimme zu. Ein Caruso wollte er werden! Lilly und Silviu beobachteten seine Wandlung mit großer Besorgnis; er hörte auf keinen Ratschlag, sondern war wie von Sinnen und demissionierte sogar von der Fakultät. Seine Stimme entsprach seinem untalentierten Niveau. Das Gehör war nur mittelmäßig. Lilly gab sich mit ihm die größte Mühe; nur sie durfte seine Gesanglehrerin sein. Täglich wurden viele Stunden lang ohne Erfolg geübt. Hingegen merkte man eine leichte Neigung zur Demenz - aller Familienmitglieder. Silviu traute sich nach der Arbeit gar nicht mehr, nach Hause zu kommen. Die Kinder erwarteten voller Hoffnung, dass Florin einmal etwas Besonderes von sich gebe - zum Beispiel, beide Schuhe auf einmal an die Decke zu werfen, auf Händen zu gehen - oder wirklich Caruso zu konkurrieren. Nun suchte die Bukarester Oper einen Tenor. Voller Zuversicht fuhr Florin gleich dorthin, um mit seiner Stimme zu prahlen. Niemand konnte den Armen davon überzeugen, dass weder die Natur, noch viele mühsame Arbeitsstunden ihm zum Opernstar krönen könnten. Die Götter waren nicht auf seiner Seite. Er wurde psychisch noch kranker und entschloss sich, nach Paris zu reisen. „Man erkennt Künstler selten im eigenen Land. Die meisten werden erst im Ausland entdeckt.“, meinte der Arme. Nach der Pariser Niederlage stand er ohne Geld, Stimme und Stimmung in der Fremde. Seine Lebensunterhalt bestritt er als Butler und Mathematiklehrer in einer kinderreichen Familie.

Den letzten Brief von ihm bekamen Lilly und Silviu aus einer Pariser Nervenlinik.

Nuni und die Schule

Im Jahre 1935 war Rondella schon zu einer 14-jährigen kleinen Dame herangewachsen und im Laufe der Zeit schlanker geworden. Sie schüttelte sich deshalb neben den Pfunden auch den bezeichnenden Namen „Rondella“ ab. Fortan nannte man sie „Nuni“ oder auch „Nunica“ - ihr eigentlicher Namen „Genunea“ war wohl doch etwas zu lang. Durch ihre runden Formen wirkte sie älter und reifer. Ihre großen, braunen Augen und ihr hellblondes, gewelltes Haar bildeten eine schöne Farbkombination, die gut zu ihren rosaroten Bäckchen und ihrem runden Gesicht passte. Hübsche Kleider bestellte man für sie aus Wien, und auf der Straße drehten sich so manche Männerköpfe nach ihr um. Dadurch wurde sie noch eitler, als sie es ohnehin schon war und begann, Abmagerungskuren durchzuführen. Ihr Vorbild war natürlich Lilly. Wie sie begann Nunica mit der „Zitronenkur“ und verzichtete für eine Woche auf jegliche Süßigkeiten. So schmolzen zwei ihrer Kilos dahin, und dieses Opfer wurde durch noch mehr Kopfdrehen der heimlichen Straßenverehrer belohnt. Nunica suchte Anklang bei Freunden; zu Hause bekam sie außer materieller Versorgung weder Liebe, noch Verständnis. Man gängelte und tadelte sie, wo nur möglich. Nunica sah Lilly als eine entartete Mutter an. Silviu, der so hilfsbereite Mensch, versetzte Nunica immer in Angst mit seinen Drohungen, wie etwa: „Wenn Du nicht gute Noten nach Hause bringst, schicken wir Dich ins Internat. Dort macht man einen Menschen aus Dir. Und nach Hause kommst Du nur zweimal im Jahr.“ Im Gegensatz zu ihrem wissbegierigen Bruder Bobby wurde Nunica immer desinteressierter an ihrer Schule. Sie lernte ungern und brachte nur mittelmäßige Zeugnisse nach Hause. Doch lernte sie immer gerade soviel, dass sie nach Abschluss eines Schuljahres versetzt wurde, denn es wäre für sie sehr lästig gewesen, ein Schuljahr zu wiederholen.

Der liebe Gott, an den sie noch ein ganz klein wenig glaubte, hatte sie nicht mit der wissenschaftlichen Genialität ihres Brüderchens beschenkt, doch war Nunica deswegen nie eifersüchtig auf ihn. Er blieb ihre große Liebe. Etwas hatte ihr der liebe Gott aber sehr ausgeprägt mitgegeben: das Tanzen, das Singen und das Theaterspielen! Ihr erstes Publikum waren die benachbarten Mieter. Nunica brachte das Grammophon hinaus, benutzte die Garage neben dem langen Parterrehaus als Garderobe und Umkleide-raum, und dann tanzte sie zu Schellackplattenmusik vor dieser Garage auf

der betonierten Einfahrt im Hof. Ihre Zuschauer saßen derweil auf den Bänken neben dieser „Bühne“. Auch konnte sie stundenlang vor dem Spiegel im grünen Salon ihre Künste entfalten. Ihr Publikum hier: Bobby. So vergaß sie das Lernen, die harten Holzbänke der Schule und Silviu. Das Tanzen versetzte sie in ihr Element, und der einzige Zuschauer, Bobby, bewunderte sie aufrichtig. Nunica beschäftigte sich mit hochfliegenden Zukunftsplänen. Sie wollte Schauspielerin oder Ballettlehrerin werden. Kinder hingegen wollte sie nie, zumindest keine eigenen. Die Geburt erschien ihr unnatürlich und unbegreiflich. Außerdem empfand sie das Leben als gar nicht lebenswert... Krankheiten, die schlechten Menschen, die böse Schule, und was noch alles Schlimmes hinzukommt... Mehr und mehr belastete die Schule Nunicas Aktivitäten. Letztere mochte sie aber nicht entbehren und verzichtete nonchalant auf die erstere. So wurde sie dank autodidaktischer Erziehung und ihrer Willenskraft eine profilierte oder sogar die profilierteste Schulschwänzerin. Niemand konnte es ihr hierin gleichtun. Nunica, das Muster, das unübertroffene Schwänzer-Genie! Um ihren Interessen und Befähigungen nachzugehen, brauchte Nunica Geld. Taschengeld gab es nicht, und so blieb für sie nur Hildes Kostgeld - für Nunica die einzige Geldquelle. Ihre liebe Art, sich einzuschmeicheln erweichte fast jedermanns Herz und so auch Hildes, dank deren Verständnis kein Kinofilm von Nunica ungesehen blieb. Nunica sang wie Martha Egger, tanzte wie Marika Röck und „starb“ wie Greta Garbo. Von soviel Darbietungen beeindruckt und erschöpft, blieb das Lernen im Schatten des Gehirns. Jeden Morgen aber musste den verhassten Schulweg einschlagen. Silviu weckte sie erbarmungslos und schaute ihr noch auf dem Schulweg nach. Doch wie konnte sie nur die Klasse betreten, so unvorbereitet und der Gefahr ausgesetzt, viele schlechte Noten zu bekommen? Sie betrat das Schulgebäude nicht, sondern machte einen großen Bogen und lief singend den Dominique-Park entgegen. In Begleitung der Tannenbäume und Eichhörnchen spazierte sie vier bis fünf Stunden vergnügt herum und legte zuweilen kleine Ruhepausen auf den grügestrichenen Bänken ein. Hier begegnete sie oft Hozu, der stolz mit erhobenem Schwanz mit seiner Freundin Diana herumpromenierte. Nunica näherte sich ihm, doch Hozu bemerkte sie vor lauter Flirten nicht. Sobald er ihre Stimme wahrnahm, wandelte er sich, wie er es in peinlichen Situationen immer tat, zum „Krüppel“, indem er sein rechtes Bein hob, sein linkes Auge zukniff und mit eingezogenem Schwanz Nunica entgeghumpelte. „Schäm’ Dich, marsch, sofort nach Hause!“, schrie Nunica ihn an. Verlegen schlich er an

ihr vorbei, drehte sich dann nochmal um, hob seinen buschigen Schwanz und lief davon. Nunica blieb nachdenklich zurück. ‚Den Ausreißer Hozu habe ich in flagranti erwischt. Was würde er aber über mich denken - um diese Zeit im Park zu sein und nicht in der Schule?‘ Als Lilly und Silviu wieder einmal auf Reisen waren, wollte es der glückliche Zufall, dass gerade in dieser Zeit eine Bukarester Revue in Czernowitz gastierte. Sie begann um acht Uhr abends und war für Schüler strengstens verboten. Damit sie nicht von ‚Feinden‘ gesehen würde, besorgte Nunica sich eine Karte in der zweiten Galerie des Theaters. Ein Opernglas ermöglichte ihr die gute Sicht, und von den fast nackten Tänzerinnen ging ihr nichts verloren. Doch am nächsten Tag rief die Schuldirektorin Nunica zu sich, und nach einer Moralpredigt wurde sie für zwei Wochen vom Schulunterricht ausgeschlossen. ‚Zwei Wochen Ferien!‘, sagte sich Nunica im Stillen, ‚Nicht in die Schule gehen müssen, lange schlafen, täglich Kinobesuche und die Eltern verweist - gibt es überhaupt etwas Schöneres?‘. Wenn auch ungern, so lernte Nunica doch leicht. Obwohl ihr außer Mathematik und später Philosophie eigentlich nichts gefiel, brachte es ihr erfinderischer Geist soweit, dass sie zur Stunden-Schwänzerin wurde. Sie musste nicht mehr so oft in den Dominique-Park wandern und fehlte nur noch bei den Fächern, für die sie keine Lust zum Lernen aufbrachte. Im Klassenzimmer wurden die Mäntel hinter einer Trennwand aufgehängt. Dort stand auch eine Bank, die vom Lehrerpult nicht einzusehen war. Im tiefsten Schlaf überbrückte sie auf dieser Bank die vielen für sie uninteressanten Schulstunden. Keine Lehrerin kam ihr auf die Schliche, und Nunica träumte süß auf den Schuluniform-Mänteln. Die Klingel weckte sie pünktlich und zuverlässig zur Pause. Fand der Unterricht in einem anderen Klassenraum statt - was selten vorkam - verkroch sich Nunica in die angrenzende Garderobenkammer, nicht ohne sich vorher aus dem Klassenzimmer eine Ruhebänk ‚auszuborgen‘. Hier lag sie im Schlaf, als eines Tages der Lateinlehrer Gheorghiu an die Tür zur Garderobenkammer lehnte, diese prompt aufsprang und den Lateinlehrer rücklings in die Kammer fallen ließ. Die Mitschülerinnen, die Nunica nie verpetzten, umkreisten ihn sofort, damit er nicht merken sollte, wen er gerade aus dem Schlaf gepoltert hatte. Nunica war beliebt in der Klasse, weil sie niemanden die Freude am Lernen und den Spaß an der Disziplin nehmen wollte. Allerdings wusste sie nichts anzufangen mit den Mädchen aus ‚besserem Hause‘, denn sie mussten ja artige und fleißige ‚Büfflerinnen‘ sein. Sie fühlte sich mehr zu den ärmeren Schülerinnen hingezogen, die im Internat wohnen mussten und die sich

von ihr auch zu Dominique-Park-Excursionen verführen ließen. Nunica kamen so die vielen Schwänz-Stunden nicht mehr allzu lang vor. Mit Chemie kämpfte Nunica sehr, was nicht zuletzt auch an der Lehrerin lag, die nie ein Lächeln über ihre Lippen brachte, keine pädagogischen Fähigkeiten besaß und so sehr unsympathisch war. Am Ende des Schuljahres gab sie Nunica im Zeugnis eine „Vier“, die schlechteste Note. Das hätte bei Silviu Wutanfälle ausgelöst und auf Nunicas Po blaue Flecke! Wie konnte sie sich und Silviu davor bewahren? Auf dem Marktplatz befand sich das Schreibwarengeschäft des Leo König, der sich mit den neuen Erkenntnissen der Chemie und Papiertechnik befasste. Bei ihm entdeckte Nunica ein Fläschchen mit der Aufschrift „Tintentod“. Die Zeugnispapierqualität eignete sich hervorragend für dieses moralische Experiment. Die „Vier“ schrieb Nunica in eine „Drei“ um, und legte das Zeugnis so ihrem Vater zur Unterschrift vor. Anschließend erfolgte die Rückwandlung zur „Vier“ in Chemie, damit sich auch die Rückgabe problemlos gestaltete.

Nunis Vater Silviu

Im Hause Dimitrovici befasste man sich wenig mit Politik. Das rumänische Königreich gedieh mehr oder weniger, und der König bemühte sich um sein Volk, wie es alle König tun sollten. Das meistdiskutierte Thema der Familie war die Kunst. Lilly krönte durch ihr Wissen jedes Gespräch, und man staunte über ihre Kenntnisse. Silviu beschäftigte sich in seiner Freizeit mit seiner eigenen Person. Im Gegensatz zu Lilly war er ein eitler Mensch und trachtete stets nach gutem Aussehen. Sein schwarzes Haar, seine grünen Augen und der leicht bräunliche Teint mit dem charmanten Lächeln machten ihn, wie man damals sagte, zum „Salonlöwen“. Durch Turnen, Massagen und Kneipp-Verjüngungskuren behielt er seine Muskel- elastizität und seinen Humor. Immer guter Laune und zu jedem Spaß bereit, gewann er die Sympathie seiner Freunde und Bekannten. Seine Titel und Funktionen quälten ihn zum Erstaunen mancher Menschen nicht im geringsten. So legte Silviu auch seinen vier bis fünf Kilometer langen Heimweg vom Büro immer zu Fuß zurück.

Eines Nachmittags hielt er beim Fruchthändler Silberbusch inne, besah sich das reichliche Obstangebot und kaufte schließlich eine Kiste Trauben, die immerhin an die acht Kilogramm wog. „Die Trauben schicke ich Ihnen, Herr Generaldirektor, sofort nach Hause“, meinte Herr Silberbusch. Doch Silviu nahm die Kiste unter seinen Arm und ging mit sportlichem Schritt weiter, drehte sich aber noch einmal um und rief dem verblüfften Fruchthändler zu: „Die Krone wird mir vom Tragen schon nicht hinunterfallen.“

Erinnerungen aus seinem Elternhaus und seiner Wiener Studienzeit erzählte Silviu immer wieder gern. Sechs Geschwister hatten zu seinem Familienglück gehört, und alle genossen die Umgebung ihres Geburtsortes Vatra Moldoviza, wo der Vater, Theophilact, als orthodoxer Priester tätig gewesen war. Das Pfarrhaus lag im Tal neben der außen buntbemalten Kirche. Die tannenbewaldeten Berge schützten dieses kleine Paradies vor unerwünschten Eindringlingen. Hochzeiten feierte man dort drei Tage und drei Nächte lang ohne Unterbrechung - so auch, als nun Silvius schöne Schwester Hortensie geheiratet hatte. In einer langen, nichtendenwollenden Kette hatten die Einwohner von vier benachbarten Dörfern die traditionelle rumänische „Hora“ getanzt, in der bunten, volkstümlicher Nationaltracht, Hand an Hand, durch Täler, Bäche und Wälder hindurch.

Die zwölfjährige Studienzeit in Wien hatte Silviu zu einem erfahrenen Studenten im

Schul-, besonders aber im Liebes- und Verlobungswesen geformt. Routiniert und raffiniert hatte er die eingegangenen Eheversprechen aber auch immer wieder aufgelöst. Das Leitmotiv hierbei war immer dasselbe - sein Glaube. Silviu wollte sich nicht von seinem orthodoxen Glauben befreien lassen, und so hatte er mit den „Weaner Maderln“ zwar seine schönste Zeit verbracht - wenn dann aber die Rede auf das ernste Problem zukünftiger Kindstufen kam, siegte stets der Eigensinn beider Verliebter. Man vergaß die euphorischen Stunden im Wienerwald, in der Oper, im Wieder „Stüb'l“ beim „Heurigen“ und im kleinen, vertrauten Liebeskammerchen. „Meine Kinder müssen den orthodoxen Glauben bekommen.“ „Nein“, behaupteten die vielen „Miezerln“, „der Katholizismus besteht doch länger, und meine Kinder sollen katholisch getauft werden“, forderten sie.

Die Wiener Staatsoper mit ihrem Weltniveau war fast immer ausverkauft. Silviu aber hatte das Glück besessen, an jedem Abend dabeizusein - gleich, welche Oper auf dem Programm stand. Die Werbung hatte schon damals tiefe Wurzeln... ein eleganter Opernangestellter war bei der Universität erschienen und hatte den Studenten Freikarten angeboten. Er wusste, dass jeder Student einen Frack oder Smoking, Hochzylinder und Spazierstock besaß, die für den Besuch der Oper unerlässlich waren. Den Studenten wurden die besten Plätze in der ersten Reihe reserviert, und Silviu hatte dieses verlockende Angebot strahlend angenommen. Beim Verlassen der ersten Vorstellung hatte ihn der Opernangestellte höflich gebeten: „Kommen Sie bitte morgen wieder, Ihr Besuch ist eine Ehre für uns.“ Am zweiten Abend hatte man, wie am ersten, „Aida“ gespielt. Silviu hatte sich nichts dabei gedacht - er könne sie sich ruhig zweimal ansehen - und auch dieses Mal wurde er von dem bewussten Herrn am Ausgang um sein Erscheinen am dritten Abend gebeten. Es sollte wiederum „Aida“ aufgeführt werden. Doch Silviu hatte dankend abgelehnt. „Mein gnädiger Herr...“, hatte er die vertraute Stimme sagen gehört. „Ich komme wieder, wenn eine neue Aufführung auf dem Programm steht, Aida sah ich doch schon zweimal.“ „Sie verstehen mich falsch, Herr Doktor“, hatte der Angestellte erwidert und war an Silviu herangetreten, „wir bieten Ihnen an jedem Abend die besten Plätze an und außerdem ein Honorar, mit der einzigen Bedingung, dass Sie fleißig applaudieren sollen.“ So hatte Silviu in seinem

Studienjahr vierzimal „Aida“ gesehen und musste sich bei seinem Examen sehr bemühen, die Antworten nicht in Verdis Tonarten vorzutragen.

Auch als seriöses Familienoberhaupt konnte - oder besser gesagt, wollte - Silviu seine urwüchsige Natur nicht unterdrücken. Dabei halfen ihm auch die vielen Reisen, von denen er immer Besonderheiten mitbrachte. Dreißig dünne Metallplättchen aus Italien! Ließ man sie aufs Parkett fallen, klirrten sie wie zerschlagenes Glas. Diese Plättchen ließ Silviu als Gast bei einer befreundeten Familie auf den Fußboden fallen vor dem Bufett, auf dem die verschiedensten Kristallvasen standen. Dann ging er mit eingeschüchterter Miene in den Salon, in dem die Gäste waren, und gestand der Gastgeberin das angebliche Malheur. „Anni, verzeih' bitte. Mit meinen Manschettenknöpfen verhaute ich mich in der Spitzendecke, auf der die Kristallvasen standen.“ Fast ohnmächtig klingelte Anni nach dem Dienstmädchen und bat sie, die Scherben wegzufegen. Dann zu Silviu gewandt: „Es macht nicht, Silviu.“ Die Erleichterung war groß, als sie bemerkte, dass Silviu, wie gewöhnlich, wieder einmal einen Schabernack gemacht hatte...

Zu Weihnachten versammelten sich traditionsgemäß alle lieben Verwandten. „Ein Glück, dass es diese Feier nur einmal im Jahr gibt“, dachte sich Lilly im Stillen. Wieder einmal bereitete Silviu eine Überraschung vor. Aus Paris hatte er kleine Gummibällchen mitgebracht, die er nun unauffällig auf die Sessel der Gäste legte, und die unanständige Töne von sich gaben, sobald man sich auf sie setzte. Verschämt sahen die Verwandten einander an und begannen, lauter zu sprechen, um die peinlichen Geräusche zu überdecken.

Für junge Damen kaufte Silviu aus dem Ausland eine andere Attraktion. Wenn er sie begrüßte und sich vorbeugte, um ihre Hand zu küssen, sprühte er ihnen plötzlich einen Strahl feinsten französischen Parfums in die Hand. „Welch angenehmer Duft! Zeig mir, wie machst Du das?“, baten sie ihn begeistert. Als Kavalier konnte Silviu ihre Bitte nicht abschlagen, drehte seine Hand um - ein Schrei des Entsetzens, der sich schnell in Gelächter verwandelte, versetzte die ganze Gesellschaft in Unruhe und Neugierde. In Silvius Hand befand sich eine kleine, nackte, männliche Gummipuppe, die beim Drücken aus einem gewissen Ort das Parfum versprühte.

Um nicht weniger originell zu sein als Lilly, dachte sich Silviu noch etwas Ausgefallenes aus. Er lud Studenten des Forstwesens samt ihrer Professo-

ren nach Vatra Dorna ein. Hier organisierte er ein großes Floß mit Tanzpodium und einer Zigeunerkapelle. So flossen die Gäste tanzend und singend von Vatra Dorna auf der Bistriza flussabwärts. Die Vöglein trillerten, die Bäume beugten sich, die Forellen schlugen Purzelbäume im Wasser, und die Glocken der Kirchen begannen zu läuten, als dieses ungewöhnliche Schauspiel in ihr Blickfeld kam. Nach vier Stunden Fahrt erreichte die Gesellschaft das Dorf, und auf einem Bauernhof beköstigte man sich mit saurer Schafsmilch und heißer „Mamaliga“ - ein rumänisches Maisbreiggericht. Für seine so gelungenen Ideen ernannten Professoren und Studenten Silviu spaßeshalber zum „Doktor honoris causa der Bukowiner Floßbetriebe“.

Silviu und Lilly besuchten in Czernowitz des öfteren die „Olga Bar“. Nach der Rückkehr von einer ihrer Reisen aus Paris ereignete sich folgendes. Silviu trug über seinen Lackhalbschuhen beige Gamaschen, die seitlich mit Knöpfchen verschlossen wurden und die Füße vor Kälte schützten. Sie mussten vor Betreten des Tanzparketts an der Garderobe abgegeben werden. Silviu vergaß in Eile das Ritual und schwang sein Tanzbein die ganze Nacht mit seinen „Knöchelwärmern“. Wie gewöhnlich, bestellte er Sekt und für Lilly Halva mit Zwiebeln. Schwer konnte man diesen ihren Geschmack begreifen; sie selbst fand diese Zusammenstellung aber köstlich. Am nächsten Tag meldete eine Tageszeitung stolz: „Herr Generaldirektor Dipl.-Ing. Dr. Dimitrovici führte in der ‚Olga-Bar‘ die neueste Pariser Mode vor - das Tanzen in Gamaschen.“

Lillys „Ausflüge“

Lilly brauchte wieder einmal Abwechslung, musste „ausfliegen“. Nach siebzehn gemeinsamen Jahren traten auch bei ihr die ersten Ehe-Degenerations-Erscheinungen auf. Auch spielte sie nicht mehr so gern Klavier wie einst. So suchte sie nun die Annäherung zu ihren Kindern - sie brauchte ihre Liebe. Dazu war es aber bereits zu spät; die befremdeten Kinder hatten sich emotional längst von ihr abgewandt. Silviu hingegen gab ihr sein ganzes Verständnis, doch seine väterlich umhüllende Liebe langweilte Lilly nur. So „musste“ etwas Neues geschehen, das sie mit Begeisterung erfüllen würde.

Lilly beschloss, nach Wien zu fahren, um an der Schule von Max Reinhardt die Theaterkunst zu studieren. Doch nur ein Semester lang bereitete ihr die Arbeit dort Freude, dann begann sie, als Journalistin tätig zu werden, unterbrach aber auch dieses nach kurzer Zeit, um sich am Gewandhaus zu Leipzig weiter als Pianistin ausbilden zu lassen. Prof. Hermann Abendroth war hier ihr Lehrer, und auch in seiner Familie empfing man Lilly als außergewöhnliches Talent. So hatte sie auch in der Leipziger Thomaskirche Werke von Johann Sebastian Bach gespielt.

Eine Gallenkolik im Jahre 1936 zwang Lilly, ein bereits angekündigtes Klavierkonzert zu verschieben. Silviu reiste sofort nach Leipzig, wo die Arme operativ von 36 Gallensteinen befreit wurde. Schon nach vier Wochen konnte dann das Konzert stattfinden und wurde ein voller Erfolg. Man übertrug es im Rundfunk; stolz lauschten Familie und Freunde in Czernowitz ihrem Spiel. Leipzig eroberte Lillys Herz; sie gewann viele Freude und verlebte mit ihnen und ihrer Musik die erste verspätete Jugend. Oft versetzten sie die Bach'schen Orgelkonzerte in der Thomaskirche in eine neue Traumwelt. Wenn sie dann aber erwachte, merkte sie, dass ihr etwas undefinierbares fehlte. Ob Eros ihren Gedanken und Empfindungen lauschte und ihr zur Hilfe eilen würde...? Jedenfalls saß eines Abends in der Thomaskirche neben Lilly ein Engel auf der Bank - ein Engel, verkörpert in einem ganz jungen, blassen Mann im dunklen Anzug. Lilly drehte ihren blonden Lockenkopf nach links, um ihn besser wahrzunehmen - als Mensch zu erkennen und nicht als etwas Göttliches. ‚Er ist doch ein Engel‘ - dunkelblondes Haar, ein ovales, längliches Gesicht, fein geschnittene Lippen und auf der Nase ein dicke Brille. ‚Warum soll es nicht auch einen kurzsichtigen Engel geben?‘, ermutigte sie sich. Er drehte seinen Kopf ver-

legen aus Lillys Blick hinunter zum kleinen Gesangbuch. Die „Eva“ fühlte sich verletzt, gab aber nicht auf und blickte ihn mit ihren großen, braunen Augen verwundert, aber entzückt an. Mit lautem Krach fiel sein Liederbüchlein auf den Boden und rutschte bis zur vordersten Bank. Nur mit Mühe konnte er es erreichen. Erfreut über diese Errungenschaft trafen seine Augen Lillys verschmitztes Gesicht. Dann begannen beide, eifrig zu singen. „Evas Apfel“ siegte, wie „damals“... und als sie die Kirche verließen, fühlten sie einander näher. Die kalte Luft löste beim „Engel“ ein ununterbrochenes Niesen aus, und Lilly konnte so endlich von Herzen lachen. Der junge Mann konnte sich nur schwer vorstellen, denn kaum öffnete er den Mund, rauschten die Niestöne wie ein Wasserfall hinaus. Lilly begnügte sich mit „Jan“ und stellte sich auch nur mit ihrem Vornamen vor. „Dieser ekelhafte Schnupfen hinderte mich heute daran, zu spielen.“ „Was ‚zu spielen‘ - Fußball, Eishockey oder Rommé?“, entgegnete Lilly interessiert. „Nein, Orgel, in der Thomaskirche, ich bin hier Organist.“ Er wollte wieder seinen Familiennamen herausbringen, was aber wegen der Erkältung wieder nicht gelang. Beide nahmen den gleichen Weg, und als sie vor Lillys Pension stehenblieben, um sich zu verabschieden, meinte Jan: „Hier wohne ich auch.“ In der warmen Halle unterhielten sie sich bis in die späten Nachtstunden. Jan war Schwede, aus Stockholm, und studierte am Gewandhaus Musik, Orgelmusik. Ein Semester fehlte ihm noch zum Diplom. In den Winterferien war er an der Thomaskirche als Organist engagiert. „Wie alt sind Sie?“, fragte Lilly. „Dreiundzwanzig - und schon kurz-sichtig! Ohne Brille kann ich fast nichts sehen“, antwortete Jan amüsiert. Auch Lilly begann, über ihr Studium und ihr Heimatland zu erzählen. Ihre Alter jedoch, ihren Mann und ihre Kinder verschwieg sie diskret. Sie wusste, dass sie bei weitem jünger aussah als sie war. So passierte es auf Reisen oft, dass man Silviu für Lillys Vater hielt, und in Italien hatte sich einmal ein „feuriger Sizilianer“ in sie verliebt und bei Silviu um ihre Hand angehalten. „Sie sind doch auch in meinem Alter“, mutmaßte Jan. „Natürlich“, entgegnete Lilly, „vielleicht ein paar Monate älter oder jünger...“. Beide gingen guter Laune zu Bett - getrennte Betten, die Zimmer aber nicht allzu weit voneinander entfernt und die Herzen wohl ganz nah. Lilly glaubte, in Jan einen gebildeten, netten Studienfreund gefunden zu haben, mit ihm in den verbleibenden sechs Monaten Konzert besuchen zu können und die Freiheit schön zu erleben. Die Liebe spielte ihnen aber ein Schnippchen, denn beide verliebten sich ineinander sehr. Sich ihrer und Jans Liebe absolut sicher, berichtete ihm Lilly die Wahrheit über Haus und

Familie. Spontan machte Jan ihr einen Heiratsantrag und beschloss, mit Lilly nach Czernowitz zu fahren, um dort alles mit Silviu zu besprechen.

Doch erst einmal erreichte das Haus Dimitrovici aus Stockholm die Nachricht, dass Lilly und Jan aus Leipzig dorthin gereist waren, zu den „Schwiegereltern“. Die zeigten sich von Lillys Erscheinung, ihrem Klavierspiel und ihrem Erzählen restlos begeistert und konnten sich eine so „jungfräuliche“ Schwiegertochter sehr gut vorstellen.

Nach Leipzig zurückgekehrt, musste sich Jan seinen letzten Prüfungen widmen. Lilly beobachtete mit Entsetzen, wie die jüdischen Künstler und Intellektuellen aus ihrer Pension flüchteten und das deutsche Desaster prophezeiten...

Erste Experimente

Silviu, die Kinder und das Personal gingen ihren Interessen nach und gestalteten sich ihr Leben so interessant und abwechslungsreich wie möglich. Nunica lernte erfolgreich, trotz ihres ungewöhnlichen Lebensstils. Neu hinzugekommen war nun, dass sie sich nicht mehr für die herkömmlichen Jugendbücher interessierte, sondern sich heimlich verbotene Lektüre verschaffte, in der die Liebe pikant und konkret geschildert wurde. Diese Bücher brachte sie mit zum Unterricht und las sie unter der Schulbank. Merkwürdig - Nunica war so geschickt, dass sie nie beim Lesen ertappt wurde. Um auch das Niveau ihrer Klassenkolleginnen zu heben, borgte sie ihnen die Bücher auch gern aus, und so wandelte sich die triste Schulummosphäre in Optimismus und Frivolität. Es war die Zeit der ersten Flirts...

Nuni „experimentierte“ in ersten Anfängen mit Octavian und Gheorghe. Die beiden waren nur zwei Jahre älter als sie, Waisenkinder, von Silviu und Lilly adoptiert. Sie wohnten in einem Internat und besuchten das Militärlyzeum. An Sonn- und Feiertagen kamen beide und blieben bis zum Abend bei der Familie Dimitrovici. Ihre Uniform sah putzig aus - khakifarbene lange Hosen, seitlich mit einem breiten, roten Streifen versehen, das Jackett mit Trompetengoldknöpfen bis zum Hals geschlossen, rote Epauletten und einen steifen roten Kragen, eine Khaki-Mütze, vorn versehen mit einem langen, roten Federbusch. So bekleidet erschienen die beiden vormittags mit dem typischen Desinfektant-Geruch des Internats, frisch gebadet, mit gutem Appetit und fröhlicher Laune. Bobby hatte mit ihnen nicht viel im Sinn. Nunica aber empfing sie strahlend, und alle drei spielten dann im Wilden Garten. Nachmittags zeigte sie sich mit Octavian und Gheorghe gern auf der Straße, weil sie sich zwischen den beiden Uniformen besonders dekorativ vorkam. Die Eltern arrangierten öfters auch „Tanztees“ - man lud verschiedene Schüler des Militärlyzeums ein, Nuni brachte verschiedene Schulfreundinnen nach Hause, und man tanzte nach Grammophonmusik bis in den späten Abend. Das gemeinsame Tanzen aber bereitete Nunica einige Schwierigkeiten, denn sie konnte sich nicht „führen“ lassen. Durch das Ballett hatte sie eine Eigenwilligkeit bekommen, und so tanzte sie schon damals - wie heute gang und gäbe - allein, weit entfernt von ihrem Partner.

Den ersten Kuss aber bekam sie nicht von diesen Jungen, denn die waren noch viel zu schüchtern. Eines Abends aber, als sie vom Eislaufen heim-

gekehrt war und klingelte, öffnete ihr nicht Zenobia, sondern ein Kavalleriehauptmann, der zufällig zu Besuch gekommen war. Er hieß mit Nachnamen „Degeratu“, also „Erfrorener“ - zeigte sich nun aber ganz anders: Im dunklen Korridor nahm er Nunica in die Arme und küsste sie auf den Mund. Mit einer Ohrfeige konnte sie sich vor einem zweiten Kuss retten, lief ins Badezimmer, putzte sich die Zähne sehr gründlich und spülte ihren Mund mit reinem Alkohol aus, damit jede Gefahr eine Schwangerschaft möglichst gebannt wäre. Dieser Dumitru Degeratu war ein sehr begehrter „Kavalier“. Mädchen und junge Damen riefen ihr „Duzu“ und fanden ihn unwiderstehlich - seine Uniform, die langen blanken Lackstiefel und die kleine Reiterpeitsche eroberten ihre Herzen. Geist, den er nicht besaß, suchten sie nicht. Nunica war anspruchsvoller, ging zu Silviu und bat ihn, diese Person nie wieder zu empfangen. Diese Kuss-Episode blieb ihr aber glücklicherweise nicht als abschreckendes Beispiel für die Zukunft haften.

Coca

Da Lilly sich im Ausland befand, konnte Silviu seine familiären Beziehungen pflegen. So besuchte er Sonntags oft seine jüngste und liebste Schwester Hortensie zum Kaffee. Nunica nahm er immer mit. Zu Fuß legten sie den sehr weiten Weg zu Hortensie zurück, die in einem nördlichen Villenviertel der Stadt wohnte. Immer wurden sie sehr herzlich und freudig empfangen. Nuni verfiel das gemütliche, einstöckige Familienhäuschen, in dem ihre Tante Hortensie, ihr Onkel Dionysos und deren drei Söhne wohnten. Bevor Kaffee getrunken wurde, bot Tante Hortensie auf kleinen Kristalltellerchen verschiedene Sorten Konfitüre zum Kosten an, dazu ein Glas eiskaltes Wasser - ein Brauch, der noch auf die frühere, langjährige türkische Herrschaft zurückgehen mochte. Mit all ihrem Elan stürzte sich Nunica jedenfalls auf die Rosen-, Nuss-, Pflaumen- und Bitterkirschkonfitüre. Ihre drei Cousins waren älter als sie und umsorgten sie wie nur möglich. Besonders gefiel ihr Elinor, der immer nur „Coca“ genannt wurde. Er spielte sehr gut Klavier, und sie lauschte verträumt seiner Musik.

Vor dem Abendbrot ging Nunica ins Badezimmer, um sich die Hände zu waschen. Coca ließ sie nicht allein, wollte ihr dabei behilflich sein. Kaum war die Badezimmertür hinter ihnen geschlossen, fielen sie sich in die Arme... das rauschende Wasser begleitete melodisch ihre Küsse...

Wenige Tage später trafen sie sich im Dominique-Park. Oft holte Nuni Coca von der juristischen Fakultät ab. Diese unschuldige, schöne Liebelei festigte sich immer mehr und mehr. Mittlerweile wurde Nunica 16 Jahre alt, und es genügten ihr die platonischen Umarmungen ihres Veters Coca nicht mehr. Sie liebte ihn sehr, hätte ihn sofort geheiratet, doch sie wusste, dass sie dazu von Lilly und Silviu nie die Genehmigung und ihren Segen erhalten hätte. Als sie einmal das Problem anschnitt, bekam sie prompt die Antwort: „Du bist noch viel zu jung, ohne Abitur; Coca muss auch noch vier Semester studieren. Außerdem seid ihr verwandt, und nicht einmal der Staat lässt so eine Inzucht zu... die Kinder werden zu Idioten...!“ Es half nichts, Nuni konnte ihrem Vater immer wieder beteuern, dass sie nie Kinder haben wolle... wer glaubte schon einem jungen Mädchen? So litt sie im Stillen und küsste jeden Abend weinend das Bildchen von Coca, das sie in einem Gebetbuch unter ihrem Kopfkissen verborgen hielt. Es war ein sehr schönes Gebetbuch, welches sie von ihrer geliebten „Omama“ geschenkt

bekommen hatte - in schwarzes Leder gebunden, goldumrandet, mit einem Perlmutter-Kreuzchen in der Mitte. Vor dem Schlafengehen dachte Nunica an ihre Großmutter und bat sie um Rat und Hilfe, indem sie das Büchlein fest in ihren Händen hielt - mit Cocas Bild. Leider wurde sie von niemandem erhört, und so versuchte sie, allein um ihr Glück zu kämpfen. Fünf Jahre musste sie noch bis zu ihrer Volljährigkeit warten. Cocas Liebe war über jeden Zweifel erhaben, Nuni traf sich mit ihm fast täglich im Geheimen - und Sonntags ganz offiziell bei ihm zu Hause. Tante Hortensie und Onkel Dionysos standen diesem Liebesverhältnis verständnisvoll gegenüber. Es wäre ja auch nicht unangebracht gewesen, eine so reiche Schwiegertochter zu bekommen. Eines jedoch verstand Nuni bei Coca nicht so ganz: Er sagte ihr: "Unsere Liebe muss vernünftig bleiben. Ich liebe Dich so sehr, dass ich Dich immer respektieren werden und bis zu unserer Trauung Dich nie unanständig berühre." Sein Respekt imponierte Nunica überhaupt nicht... und das alles noch fünf lange Jahre...!

Prüfungsangst

Bobby entwickelte sich zum Schrecken seiner Schule. Mit dreizehn Jahren las er Lucretius, wurde Atheist, konferierte über Schopenhauer, sprach perfekt französisch und englisch und war der beste Mathematiker. Oft konnten ihm seine Lehrer keine Antworten geben auf seine Fragen. Alles interessierte ihn - außer Sport und Medizin. Die Abwesenheit seiner Mutter berührte ihn nicht im geringsten, und dass Silviu von seinen außergewöhnlichen Sitzungen immer später nach Hause kam, ließ ihn auch kalt. Die Bücher ersetzten Bobby alles, sie enttäuschten ihn nie, sie waren längst zu seinem zweiten Wesen geworden in seiner idealen Welt.

Bobby jonglierte zwischen Religion und Wissenschaft und wollte von niemandem gestört werden. Er bat Silviu öfters, mit seinem Lehrer vor den Prüfungen zu sprechen, damit er sichergehen könne, das Examen zu bestehen. Komplexe quälten ihn. Sein Hirn konnte die Menge aller Erkenntnisse nicht aufnehmen und er hatte immer den Eindruck, nichts oder viel zu wenig zu wissen. Die Lehrer aber fürchteten IHN, seine Fragen, seine Schlüsse und seine Logik.

Opolski

Eines Tages kündigte Silviu den Kindern seine Kur an. Verjüngungskuren musste er dingend machen und fuhr nach Cîmpulung im Sünden der Bukowina, wo ein Sanatorium war. ‚Ob dadurch seine außergewöhnlichen Sitzungen noch verlängert würden?‘, dachte Nuni diabolisch.

Bevor Silviu seine Reise antrat, brachte er das Geschwisterpaar in die Pension „Socoliza“, ein großes Haus auf einem hohen Berg nicht weit von Czernowitz entfernt. Herr Mischa Opolski hatte seine Villa bewusst in dieser Gegend gebaut. Alle Zimmer mit Balkon und Prachtpanorama waren vom Frühling bis in den späten Herbst belegt. Man wohnte auf einem Berg mitten in einem Tannenwald. Ein kleiner Weg führte ins Tal, vorbei an Kühen mit Glöckchen, zu einer Haltestelle der Bimmelbahn, die einmal täglich, gegen 12.00 Uhr mittags, mit Post und Lebensmitteln beladen anwackelte. „Herr Opolski“, begann Silviu, „hier haben Sie meine Kinder für einen Monat in Ihrer Obhut. Ich bitte, auf sie gut aufzupassen, damit ich mir während meiner Kur keine Sorgen machen muss. Nuni schläft gern lange, dies ist aber hier nicht der Zweck der Sache. Bobby ist ein Bücherfanatiker und verbringt den ganzen Tag im Zimmer. Um 9:00 Uhr wecken Sie die beiden bitte und schicken Sie sie zum Spaziergehen in den Wald. Nuni kann in dem kleinen See schwimmen, nachmittags Tennis spielen und Bobby auf einer Bank seiner Studienwut nachgehen.“ Silviu verabschiedete sich und blickt voller Vorfreude der Zukunft entgegen - einer jüngeren... Nuni packte ihre Kleider und ihrer Tennisausrüstung aus, natürlich auch Bobbys Garderobe, und begann Pläne zu schmieden. So früh geweckt zu werden, passte ihr natürlich nicht. Darum sperrte sie abends die Tür ab. Wen Opolski dann in der Frühe klopfte, konnte sie in Ruhe weiterträumen von ihrem süßen Coca. Der folgende Tag lief plangemäß ab. Alles, was Nuni sich vornahm, geschah. Herr Opolski zeigte sich aber ungehalten über die Kinder, die erst zum Mittag erschienen. Abends vor dem Schlafengehen wollte Nuni noch schnell die Tür verschließen. Doch der Schlüssel fehlte. Es packte sie die Wut, und ihre Gedanken richteten sich gegen Herrn Opolski. Auch standen keine Möbel im Zimmer, die geeignet gewesen wären, die Tür zu verbarrikadieren. Punkt neu Uhr klopfte es am nächsten Morgen, und im gleichen Moment erschien in seiner weißen Tracht Herr Opolski. Nuni rieb sich die Augen, um den Schlaf zu wecken, und blicke Opolski vorwurfsvoll an. Der strahlte siegesbewusst,

stand vor ihrem Bett. „Guten Morgen, meine Lieben, bitte raus aus den Federn! Ein wunderschöner Tag erwartet Euch!“ Nuni bedanke sich formell bei ihm und wies ihm höflich die Tür. „Nein, Fräulein Dimitrovici, ich warte hier, bis Sie aufstehen und sich anziehen. Schließlich muss ich den Wunsch von Ihrem Papa Folge leisten.“ Seine Blicke rutschten unwillkürlich auf ihr Nachthemd und ihr Decolleté. Sie zog die Decke über den Kopf und erklärte. „Herr Opolski, falls Sie das Zimmer nicht sofort verlassen, bleiben wir beide den ganzen Tag hier. Vor Ihnen werde ich mich nicht anziehen! Das wäre nicht im Sinne meines Vaters, Und den Zimmerschlüssel möchte ich auch haben.“ Wütend verließ Opolski das Zimmer. Mischa Opolski könnte man sicher zu den schönen Männern rechnen. Zweiunddreißig Jahre alt, groß und stattlich, immer mit charmanthem Lächeln. Er trug weiße Hosen, dazu weiße Hemden mit aufgekrepelten Ärmeln. Milka, seine Frau, lag schon Monate lang krank in einem Czernowitzer Hospital. Nach dem Frühstück ging Nunica zum See schwimmen, um ihren Appetit für den Mittagstisch noch zu vergrößern. Kaum war sie im Wasser, spürte sie sich auch schon von zwei Armen umklammert. Opolski tauchte auf und lachte aus ganzem Herzen über seine Tat. Auch im Wald, beim Spaziergehen, war Nuni sich nie seiner sicher. Er erschien plötzlich hinter einem Baum und wollte sie umarmen. Sie lief, so schnell sie konnte, bis er sie doch einholte, um ihr zu gestehen, wie sehr sie ihm gefiel und dass er sich in sie wahnsinnig verliebt hatte. Nunica schenkte seinen Worten keine Glauben. Sie war sich über Überzeugung bewusst, dass Mischa mit ihr nur ein Abenteuer sichte und ihre Situation hier immer gefährlicher wurde. Coca konnte ihr nicht zur Hilfe kommen, um sie vor diesem „Don Juan“ zu retten, denn er absolvierte gerade irgendwo sein Studienpraktikum. Bobby verstand solche Affairen mit seinen zwölf Jahren noch nicht. Nuni bat Opolski, sie in Frieden zu lassen. Sie saß dann den ganzen Tag mit Bobby auf der Wiese und wich nicht von seiner Seite. Bobby las im Schatten, Nuni ließ sich neben ihm von der Sonne bräunen. „Komm’ schnell weg“, rief sie plötzlich, „schau, Bobby, Opolski rennt auf uns zu!“ Bobby nahm seine Brille von der Nase und entgegnete ruhig. Aber Nuni, es ist doch eine weiße Kuh und nicht Opolski. Setz’ Dir doch auch Deine Brille auf.“ Aus Eitelkeit tat sie das natürlich nicht - sie trug keine Brille. Schon von Geburt an sehr kurzsichtig und astigmatisch, sah sie mit linken Auge weit, mit dem rechten nur auf kurze Distanz. Doch sie hatte sich an diese Gebrechen gewöhnt, es störte sie wenig, es wirkte sich in vielen Situationen sogar günstig aus. So musste sie

auf der Straße ihre Lehrerinnen nicht grüßen. Coca erkannte sie von weitem - ohne Brille. Die Anderen interessierten sie nicht, und die Fiaker hörte sie schon von weitem durch ihr Glöckchenklingeln. Nur zum Klavierspielen, für Kinobesuche und verbotene Revuen trug sie ihre Brille. Opolski wurde ihr zu einem Alptraum, zumal sie Silviu nicht gleich benachrichtigen konnte. Zehn Kilometer entfernt vom Haus befand sich ein Postamt. Dorthin begleitete sie Bobby, von wo sie Silviu in der Verjüngungskuranstalt anrief. „Komme bitte sofort, Papa, meine jungfräuliche Unschuld ist von Opolski bedroht.“ Lapidar erwiderte ihr Vater: „Wenn Du solche Angst um Dich hast, wirst Du gut selbst auf Dich aufpassen können.“ Seine Verjüngungs-Metamorphose wollte er nicht unterbrechen. „Dann telefoniere bitte sofort mit dem Militärlyzeum und schicke mir Octavian und Gheorghe her, damit sie mich behüten.“ Diese Idee nahm Silviu an, und nach zwei Tagen erschienen die beiden Helden.

Die „heilige Familie“

Hilde, Zenobia und Coliu führten ihr Leben ohne besondere Ereignisse weiter. Sie konnten kaum die Rückkunft ihrer Hausherrin einschließlich der mitgebrachten Souvenirs aus Stockholm erwarten. Anders bei Hozu und seinem Compagnion Poussi, die sich immer auf der Hut befanden, ihr Gebiet zu beschätzen und dafür mit guter Nahrung belohnt zu werden. Nach ihrem Prinzip „Jedes Tierchen hat sein Revierchen“ verstanden sie wohl die vielen Reisen ihrer Herrin Lilly...

Die „heilige Familie“ kehrte wieder heim - Silviu verjüngt, vielleicht als Flegel in seiner Pubertät, Nuni als Jungfrau von Orleans, Bobby als weiser Rabbiner, Lilly und Jan als glückliches Brautpaar.

Herzlich wurden sie alle vom Personal samt Hozu und Poussi begrüßt. Die neugierigen Blicke aller Hausbewohner durchbohrten Jan von Kopf bis Fuß und versetzten den Armen in Ängste. Bald aber hatte man sich an die neue Situation gewöhnt, und gelassen trug jeder zur Normalisierung bei. Hozu freute sich sehr mit seinem Frauchen, zog aber sofort sein Schwänzchen ein, als er Jan beschnupperte. Er erkannte ihn nicht als seinen Gebieter an und blieb seinen Anschauungen konsequent treu. Silviu wurde aus dem legitimen Schlafzimmer ins Herrenzimmer evakuiert, und Jan nahm würdevoll seinen Platz als „Zukünftiger“ im Ehebett ein. Nuni war hierüber nicht verwundert oder gar böse, denn ihr gefiel immer das Außergewöhnliche. Sie verstand Lilly. Bobby akzeptierte interesselos die Extravaganzen seiner Mutter. Die lukullischen Gerichte, die man schon zum Frühstück an das Bett des jungen Paares brachte, das grandiose Mittagessen und das pikante Abendbrot versetzte Jan in gastronomische Euphorie, da in Leipzig schon damals die Lebensmittelparmaßnahmen begonnen hatten. Halva sagte ihm am meisten zu, denn die hatte sein schwedischer Magen noch nicht gekannt. Auf täglichen Spaziergängen zeigte Lilly ihm die kleine gemütliche Stadt Czernowitz. Lilly arrangierte öfters mit ihren musikalischen Freunden Kammermusikabende. Das runde Schlafzimmer verwandelte sich dann in einen kleinen Konzertsaal. Tratsch, der unvermeidliche Tratsch der Mieter und Nachbarn, florierte natürlich durch die Anwesenheit von Jan. Viele wollten ein „Happy-End“ erleben, andere der Tragödie beiwohnen. So stellte man sich Fragen und tuschelte diskret - oder auch indiskret - über diese Kuriositäten in der Familie Dimitrovici. Eines Abends hielt Jan bei Silviu um Lillys Hand an. Auch materielle Angele-

genheiten wurden besprochen, denn Lilly beabsichtigte, in Stockholm zu wohnen, wo Jan als Organist engagiert werden würde. Silviu erklärte sich einverstanden, ihnen jeden Monat die Mieten ihrer Häuser zu überweisen. Alle, außer Hozu und Poussi, lud Jan zur Hochzeit nach Schweden ein. Nuni konnte diese Reise kaum erwarten und bat Silviu, so schnell wie möglich die Scheidung einzureichen. Jan nahm seine Rolle als Bräutigam, baldiger Ehemann und ehrwürdiger Vater sehr ernst, denn fast an jedem Abend schlich er sich vor dem Schlafengehen in Nunis Zimmer, als sie schon im Bett lag, um ihr seinen väterlichen Gutenachtkuss auf die Stirn zu drücken. Nach sechswöchigem „Familienglück“ reiste das „Brautpaar“ wieder nach Leipzig zurück.

Zerknautscht und von Tränen durchnässt lag der Brief in Nunis Händen. Man hatte Coca zu „Waffenübungen“ verpflichtet, und er verließ sofort Czernowitz. Kurz darauf die zweite verheerende Nachricht von ihm. Er schrieb Nuni, dass er sie nie gegen den Willen ihres Vaters heiraten würde. Entrüstet las sie diese für sie so unverständlichen Zeilen. Schließlich könnte er doch einfach „rauben“, mit ihr fliehen, sie verführen und das ganze Leben in „wilder Ehe“ glücklich verbringen. Leider verstand Coca damals ihre emanzipierten Gedanken nicht und kapitulierte bedingungslos vor seinem erbarmungslosen Onkel und der bürgerlichen Moral.

Dieser hingegen begann als Bestätigung seiner verjüngten hormonellen Funktionen ein Abenteuer mit einer sehr mageren jungen Kellnerin. Sie hieß Manon Caldare (dt. „Eimer“). Für sie bestellte Silviu den besten Honig der Südbukowina, um ihre Dürre etwas aufzurunden. Doch leider half dieser Nektar nicht, und ihre Knochen klapperten munter in seinen Armen weiter, bis er sich schließlich daran gewöhnte.

Immer häufiger war er nun abwesend von zuhause, und manchmal blieb er auch nachts aus. Durch dieses Verhalten enttäuschte er Hilde und Zenobia, die ihn für einen unfehlbaren Familienvater gehalten hatten.

Enttäuscht von der Liebe und den Familienverhältnissen begann Nuni ein noch intensiveres und selbständigeres Leben. Nur noch eine kurze Weile dachte sie mit Wehmut an Coca und spielte sich nicht als „Mater dolores“ auf. Ihre Überzeugung, ihr Bewusstsein sagte ihr, dass Coca ihre Liebe nicht wert gewesen sei.

Gänsehäufel

In den Sommermonaten, bevor man ans Meer und ins Gebirge fuhr, verbrachte Nuni unvergessliche Tage am „Gänsehäufel,“. So hieß das Strandbad am Flüsschen Pruth, der nördlich der Stadt Czernowitz ruhig und klar dahinfloss. In Begleitung ihrer Freundin Titi und deren Eltern spazierte sie den langen Weg dorthin. Schon morgens um neun Uhr ertönte von der Straße die Stimme von Titis Vater Oscar durch die Gitterfenster: „Genunea, bist Du fertig, oder schläfst Du noch, Du kleine Faule?“ Mit vollgepacktem Körbchen und ihrem Strohhut lief Nuni dem Dreigespann lustig entgegen. Titi wohnte mit ihren Eltern nur drei Häuser von Nuni entfernt. Die fleißige Mitschülerin kam mit Nuni ganz gut aus, besonders aber verstand sich Nunica mit ihren Eltern. Die Franzensgasse, in der beide Familien lebten, fiel durch ihre unendliche Länge, ihre Form und ihre soziale Struktur auf. Vom jüdischen Tempel, vorbei an Parkanlagen, lief diese Straße in gerader Linie ungefähr eineinhalb Kilometer bis zum Hause Dimitrovici. Hier begann dann ein abschüssiger, ungepflasterter Weg mit ärmlichen kleinen Häusern, der bis zum Pruth hinunterführte. Nur schwierig war dieser steinige Weg zum Strandbad zu bewältigen. Steinchen sprangen in die Sandalen und verwundeten die Zehen. Man verlor leicht das Gleichgewicht, kam ins Rutschen, und Nuni bremste mit ihrem Allerwertesten auf diesem steilen Abhang so manches Mal. Nunica und Titi aßen Kürbiskörner, die sie am Rand der Straße von armen Kindern kauften. Oskars Idee, den komplizierten und schwierigen Weg abzukürzen, wurde einstimmig angenommen. Man versuchte, durch die Gärten der Anwohner einfacher zum Strandbad zu kommen. Die guten und bescheidenen Menschlein gestatteten es ihnen, ihr kleines „Hab und Gut“ zu durchqueren; sie fühlten sich sogar geehrt, dass „Herrschaften“ es betraten. Aber das Ganze brachte auch Komplikationen mit sich. Kleine, morsche Holzzäune mussten bestiegen werden, und oft genug verscheuchten Hunde mit lautem, vorwurfsvollen Bellen die Eindringlinge. Nach allen Schwierigkeiten und Eskapaden gelangten dann aber doch alle wohlbehalten und unversehrt ins „Gänsehäufel“.

In den Kabinen zog man sich eilig um, verweilte dann längere Zeit vor dem Spiegel an den Treppen, um sich gründlich zu betrachten und ging schließlich lässig zur Wiese. Nunica und Titi wurden von den Blicken der jungen Burschen angestrahlt, und gern ließen sie sich bewundern. Onkel

Oskar und Tante Hilde bereiteten schon die Decken auf dem Rasen aus, man sonnte sich systematisch auf Rücken und Bauch, und schließlich nahm man das zweite Frühstück ein. So erholten sich die vier von den Strapazen des Fußweges und gingen dann ins Wasser. Oskar schwamm wie ein Schwan voraus, die anderen drei folgten ihm. Es bereitete ihnen besondere Freude, den Fluss zu überqueren; die Mädchen betrachteten sich als „Heldinnen“ und taufte das gegenüberliegende Ufer „Afrika“. Um punkt ein Uhr ertönte das Mittagskonzert der kleinen Kapelle am Gänsehäufel-Kiosk. Mit Appetit und einigen Ameisen, die sich in den Korb hineinverirrt hatten, vertilgte man das panierte Hühnchen und den Sauerkirschkuchen. Nachmittags promenierte Nunica und Titi längs des Flusses, um so manche Jungen zu beunruhigen. Bei Sonnenuntergang ergötzen sie sich noch am warmen Pruthwasser, und zufrieden kehrten alle wieder nach Hause zurück.

Nunis Ballkleid

Bobby nahm an Nunis Ausflügen nie teil. „Schau mal: genau, wie Du Freude verspürst, wenn Du den Pruth überquerst, genieße ich die Theorie des Archimedes“, erklärte er ihr in seiner Bescheidenheit und etwas schüchtern, „für Sport, Spaziergänge und langweilige Menschen habe ich nicht viel übrig. Kannst Du mich verstehen?“ Trotz dieser unterschiedlichen Lebensauffassungen hatten sich die beiden immer lieber. Bobby fand Gefallen an dem lebhaften Wesen seiner Schwester. Er hatte keine Freunde, und so musste Nuni ihm oft vortanzen oder französische Gedichte in ihrer pathetischen, ulkigen Weise vortragen. Täglich weckte er seine Schwester aus dem Schlaf. Er stand früher auf als Nuni, schlich ganz leise durch ihr Zimmer ins Bad - ganz leise, um sie so früh noch nicht zu stören. Nach dem Duschen fand er sich wieder bei ihr ein. Im Slip umkreiste er die runden Tische vor Nunis Bett. In der einen Hand hielt er seine Zahnbürste, in der anderen sein Frottéetuch. Aus Verdis Opern sag er nun, die Zahnbürste als Taktstock schwingend, erst piano, dann immer heftiger, den Text „Steh auf, mein Kind, die Sonne lacht, die Schule ist für Dich schon wach!“ So drehte er so viele Runden um Nunis runden Tisch, bis diese endlich aus dem Bett schlüpfte. Auch an ihrem Aussehen zeigte Bobby Interesse. Er bewunderte sie im Stillen, als sie ihr schönstes Ballkleid zur Hochzeit ihres Cousins Teofil trug - ein Modellkleid, das Lilly für Nunica aus Paris bestellt hatte, aus weißem Tüll, mit vielen aufgesetzten rosa Samtrüschchen. Diese Trauung fand in der Kapelle der Residenz von Czernowitz statt, und man feierte anschließend im Offiziers-Casino bis in den Morgen hinein, da Teofil gleichzeitig zum Leutnant befördert worden war. Unzählige Uniformierte umzingelten Nunis Silhouette und baten um den nächsten Tanz. Blasiert ließ sie sich umschwärmen, zeigte aber für keinen von ihnen Sympathie. Sie wusste, dass die Herren Offiziere auf längere Sicht nur nach reicheren Mädchen jagten, um ihr luxuriöses Leben bestreiten zu können. Außerdem verfügten die meisten Offiziere über ein sehr geringes geistiges Niveau, und all dies entsprach Nunis Mentalität überhaupt nicht. Ihrer Mentalität entsprach vielmehr, dass Silviu ihrer Lehrerin so galant den Hof machte, dass sie am nächsten Tag einen Aufsatz mit bester Note bewertet bekam.

Kriegsbeginn

Am 1. September 1939 begann Hitler mit seinem ersten „internationalen Experiment“ und überfiel Polen. Jan wurde sofort nach Schweden zurückgerufen. Auch in Lilly war Chaos entstanden. Unsicherheit, Ungewissheit, Lüge und die im Unbewussten schlummernden Familienpflichten veranlassten sie, wieder nach Czernowitz zurückzukehren. Hozu offenbarte ihr auf dem blankgeputzten Parkett eine so tolle Begrüßung, dass er ausrutschte und Lilly dabei so unglücklich umwarf, dass sie sich dabei den rechten Arm brach. Ein trauriger Briefwechsel entspann sich für lange Zeit zwischen Czernowitz und Stockholm, und auch Lillys Schuhe flogen nicht mehr bis zur Decke.

Silviu beendete seine „Manon-Eimer-Affäre“, und mit Besorgnis sah man dem Jahr 1940 entgegen, dem Jahr der „Reifeprüfung“ von Nuni. Zu Nunicas Unterstützung engagierten die Eltern einen jungen Lehrer, Willibald Niefer. Dreimal in der Woche stellte er sich im Hause Dimitrovici ein. Er galt als einer der besten Latein-Spezialisten. Stets war er pünktlich, und dank seiner pädagogischen Künste schlich er sich nebst Caesar, Cicero und Tacitus in Nunis Herz ein. Die Unterrichtsstunden gestalteten sich lebhaft, und beide spürten insgeheim ihre Liebe füreinander. Doch konnte er Nuni aus „Komplexgründen“ seine Liebe nicht gestehen - ein Lehrer mit einem nicht gerade großen Gehalt und ohne Aussicht auf zukünftige Titel dürfe doch nicht um die Hand eines so reichen Mädchens anhalten! Ihm zuliebe lernte Nunica fleißiger denn je und legte Ende Januar 1940 in aller Stille, kurz und schmerzlos, ihr Abitur ab.

Flucht nach Vatra Dorna

Nur wenige Tage später läutete es um Mitternacht stürmisch an der Haustür. Prof. Dr. Alecu Jeschan, ein Familienfreund, stand sichtlich bestürzt in der Tür. Seine Worte überschlugen sich. „Packt sofort Eure Sachen! Morgen früh werden Bessarabien und die Nordbukowina wegen des Deutsch-Sowjetischen Paktes an die Russen abgetreten! Dies meldete eben Radio Paris!“ Silviu entgegnete ihm aber optimistisch. „Es mag wohl sein, Alecu, dass Bessarabien zu Russland zurückkehrt; es gehörte vor 1918 ja auch schon zu Russland. Die Bukowina aber hatten sie nie besessen, und sie wird bestimmt nicht annektiert. Natürlich wird Panik ausbrechen, und ich werde meine Familie morgen früh sicherheitshalber mit dem Wagen in den Süden schicken, nach Vatra Dorna, bis sich alles normalisiert hat.“

Der Chauffeur kam um sechs Uhr morgens. Schläfrig stiegen Lilly, Nunica und Bobby mit zwei Koffern in den Wagen. Bevor sich Nuni von ihrem Vater verabschiedete, wandte sie sich mit einer Bitte an ihn: „Tatica, ich möchte meinen neuen Pelzmantel mitnehmen, den ich als Geschenk zum Abitur bekommen habe. Man kann den Russen nicht trauen.“ „Sei bitte nicht komisch. Die Russen kommen nie nach Czernowitz, und für ein paar Tage im Juli brauchst Du keinen Pelzmantel“, wollte Silviu sie überzeugen. Traurig und ohne Mantel verabschiedete sich die Familie. Nach zweistündiger Fahrt wurde im Rundfunk die Nachricht ausgestrahlt, dass Czernowitz am Nachmittag von den Russen besetzt würde und die rumänischen Behörden mit der Evakuierung der Stadt begonnen hätten. Im Wagen wurde es still. Die Gedanken drehten sich um Silviu, Hilde, Zenobia, Hozu, Poussi und schließlich auch um Nunis Mantel. Der Chauffeur dachte an seine Familie und an sein kleines Vermögen. Die Schönheit der Fahrt auf den Serpentinaen zwischen den dichten Tannenwäldern war unbemerkt verflogen. Das eintönige Summen des Automotors begleitete als Trauermelodie die vier nachdenklichen Insassen.

Gegen Mittag erreichten sie Vatra Dorna. Dort kamen jetzt auch die ersten Züge mit Flüchtlingen an. Silviu erschien nicht. Aufruhr. Suchende Blicke irrten auf den Straßen umher. Lilly fühlte sich sehr müde und eilte sofort ins Kurhotel vis-à-vis dem Bahnhof, das dem großen Forstbetrieb der rumänischen orthodoxen Kirche gehörte, in dem Silviu als Generaldirektor fungierte. In diesem Hotel waren immer zwei Zimmer nur für die Familie

Dimitrovici reserviert. Dort legte sich Lilly hin. So begann ihr langes, schweres Herzleiden.

Am späten Nachmittag trafen Hilfe und die Familie des Chauffeurs mit der Bahn in Vatra Dorna ein. Zenobia, Hozu und Poussi wollten Czernowitz nicht verlassen. Silviu evakuierte das Archiv seines Betriebes, schickte alle beamten mit Autos, Lastwagen und Zügen in den Süden, um sich schließlich als Letzter „in Treue zu Amt und Vaterland“ zu retten.

Pflichterfüllt, bleich, mit einem Koffer in der einen und der Schmuckschachtel in der anderen Hand kam er gegen sieben Uhr abends mit der letzten Bahn aus Czernowitz am Bahnhof von Vatra Dorna an. Lilly hatte nach einer Herzspritze und den Beruhigungspillen, die sie einnehmen musste, noch Kraft genug, Silviu zu umarmen. Nuni fragte sogleich nach ihrem Mantel und Bobby nach seinen Büchern. Lilly verabschiedete sich gedanklich von ihrem geliebten, wohlgestimmten Flügel. „Warum hast Du denn die Schmuckdose in der Hand, mein Silviu?“, fragte Lilly erstaunt. „Der Koffer ist doch noch zu voll. Für sie hatte ich keinen Platz mehr.“ „Konntest Du denn in der Eile noch Wertvolles mitbringen?“ Lilly bat Silviu, den Koffer zu öffnen. Er war - leer. Man schaute sich verwundert an, fing an, zu lachen, und Lil meinte: „Gut, dass Du mit dem Leben davongekommen bist. Der Rest ist uninteressant.“ Nuni fühlte sich erleichtert, befreit vom Reichtum und seinen Konsequenzen. Ihr Herz begann, vor Freude, besonders stark zu schlagen. Sie fragte sich, wo nur ihr lieber Willy stecken könnte, denn jetzt, wo sie mit einem Schlag verarmt waren, dürfte sie ihren Gefühlen folgen. Das große Casino von Vatra Dorna, das ebenfalls dem Forstbetrieb gehörte, wurde umgestaltet. Von Silviu organisiert, entstanden Büros, eine Arztpraxis und eine Kantine. Dort meldete sich Nuni als Küchenhilfe, um den vielen Flüchtlingen das Essen zu servieren. Zum ersten Mal im Leben erfuhr sie so von dem Glück, für andere Menschen etwas Positives tun zu dürfen. Diese neue Aufgabe erfüllte sie mit Freude. Ihre Bereitschaft und ihr immer freundliches Wesen linderten vielleicht so manchen Kummer und Verdruss der armen, nun heimatlosen Menschen.

Heirat mit Willy

Nach ungefähr zwei Wochen konnte sie glücklich in Willys Arme laufen. Er hatte Nuni zunächst in Bukarest gesucht und erst dann erfahren, dass sie zusammen mit Vater, Mutter und Bruder in Vatra Dorna waren. Doch schon wieder stellten sich Nuni und Willy Probleme in den Weg. Als junger Lehrer konnte Willy in Rumänien wegen der vielen geflüchteten älteren Lehrer kein Katheder zugesprochen bekommen. In dieser Zeit rollte die deutsche Armee in Hitlers Namen erbarmungslos und triumphierend über viele Länder hinweg. Das Echo von Hitlers „Führer befiehlt, wir folgen Dir“ klang bis Rumänien. Alle Deutschstämmigen sollten „ins Reich heimkehren“. So sah Willy seine gesicherte Zukunft nur in diesem Reich und fragte Nuni, ob sie ihn dann auch als seine Frau dorthin folgen würde. Sie war damit sofort einverstanden, fügte aber hinzu: „Der liebe Gott segnete mich nicht mit dem Fortpflanzungstrieb. Er fehlt mir vollkommen, und ich bin dankbar dafür. Ich fühle kein Bedürfnis, mich zu vermehren. Ich genüge mir ganz und gar. Du musst mich meinetwegen, meines lieben Wesens wegen heiraten, nicht an Kinder denken.“ In dieser Weise dressierte sie Willy, und er hatte nichts dagegen. Das alles aber ihren Eltern zu erklären und um ihre Heiratserlaubnis zu bitten, erschien ihr doch sehr, sehr kompliziert, denn sie war seinerzeit, mit neunzehn Jahren, immernoch nicht volljährig. Silvius Antwort war: „Willy, Du bist zehn Jahre älter als Nunica, und ich hoffe, auch vernünftiger als sie. In ihrer Liebe sieht sie garnicht die Gefahren, die ihr dort blühen werden. Sie hat keine Erfahrung, kann weder kochen noch räumen. In ein Land zu fahren, in dem der Krieg wütet, ohne Geld und ohne jegliche Hilfe, bei diesen Zuständen dort, würde Eure Liebe in Sorgen verwandeln, und das wäre doch schade für Euch beide. Fahre allein, Willy. Wie es aussieht, ist Hitlers Sieg nah. Dann kannst Du Nuni holen und in einem friedlichen Deutschland glücklich machen.“ Weinend flehte Nuni ihren Vater an, bat um sein Verständnis und versicherte ihm, dass Liebe die schwersten Umstände lösen könne. Silviu beriet sich mit Lilly, und schließlich sahen bei ein, dass der jugendliche Elan ihrer Tochter stärker war als ihre Überlegung und gaben ihr ihren Segen und die ersehnte Heiratserlaubnis.

Willy musste nach Braşov (Kronstadt), eine schöne, von den Österreichern erbaute Stadt in Siebenbürgen, um sich dort bei den deutschen Behörden zum Umsiedlung einzuschreiben. Sie sollte Ende September stattfinden.

Zufrieden waltete Nuni ihres Amtes im Casino von Vatra Dorna und wartete nicht auf „Führers“ Befehl, sondern auf ihren zukünftigen Gatten. Bobby hingegen sah die Situation ganz anders. Er bat Silviu, für ihn einen Russischlehrer zu engagieren, da er sofort diese Sprache beherrschen müsse. Verwundert sah ihn sein Vater an. Dann begann Bobby mit seiner Rede. „Hitler verliert den Krieg. Der deutsch-sowjetische Pakt ist nur eine Irreführung. Eine List wie damals das trojanische Pferd. Sobald Hitler mit den westlichen Ländern aufgeräumt hat und sich von dort nicht mehr bedroht fühlt, dreht er die Waffen gegen Russland. Es ist der gleiche imperialistische Gedanke, den schon Napoleon hatte. Dabei wird Deutschland, wie jetzt schon Frankreich, kaputtgehen. Es wird ein geteiltes Europa entstehen. Der Balkan, Rumänien, Ungarn, Polen und die Tschechoslowakei geraten unter sowjetischen, der Rest Europas unter amerikanischen Einfluss. Verstehst Du jetzt, warum ich Russisch lernen muss?“, fragte ihn sein fünfzehnjähriger Sohn. „Nein“, erwiderte Silviu, „an Deine Prognose will und kann ich nicht glauben. Du sprichst ja wie Pythia, und schließlich hast Du Dich ja bis heute garnicht mit dem Weltgeschehen auseinandergesetzt. Du bist ein Kind, ein außerordentlich begabtes Kind, aber von Politik hast Du, gottlob, keine Ahnung. Spaßeshalber kannst Du aber noch eine Sprache mehr hinzulernen.“, antwortete Silviu, und Herr Andrej Bivol wurde sein Magister.

Die Hochzeit rückte näher, und Nunica bereitete sich auf ihre Trauung vor. In Braşov erwartete sie Willy. Er sah bedrückt aus. Es war ihm anzusehen, dass er etwas zu verbergen hatte. „Bist Du krank?“, fragte Nuni ihn voller Sorge. „Nein“, antwortete er lautlos, „mir ist noch Schlimmeres passiert. Wir dürfen nicht heiraten. Als ich Herrn SS-Hauptsturmbannführer Rolf Harms, Leiter der Umsiedlungsaktion, meine Heiratsabsicht vortrug, hielt er mir fast eine ganze Stunde lang einen Vortrag über ‘Rassenkunde’. Du als Rumänin würdest nicht ins Dritte Reich passen.“ Nuni begann zu weinen. Es war ihr klar geworden, dass dieser neue Kampf mit Rolf Harms schwerer werden würde als der mit ihren Eltern. Heroisch bereitete sie sich auf ihn vor und bat Willy, ihr zu zeigen, wo dieser rassenbewusste Mensch sitze. Am nächsten Tag fanden sich beide im großen grauen Gebäude, das sich am Fuß des Berges „Tîmpa“ mitten in Braşov befand. Nuni ließ sich auf den Audienzzettel zu Herrn Harms eintragen, wartete voller Angst auf ihr Purgatorium. Im Stillen überlegte sie, wie sie ihre unerwünschte Abstammung doch verbergen könnte. Ihr hellblondes Haar reichte wohl nicht

aus, und blauen Lidschatten zur Korrektur ihrer dunklen Augen hatte die damalige Kosmetikindustrie noch nicht ins Leben gerufen. Ein Diener bat sie herein. Schnell griff sie sich nach Willys Hand, trat dann allein ins Antichambre und klopfte mit klopfendem Herzen an Herrn Harms' Tür. Vor mir stand ein junger, großer Mann in einer grüngrauen Uniform, die seine schlanke Gestalt noch mehr hervorhob. Beim Betrachten seines Kopfes stellten sich Nuni einige Probleme - er war fast Kahl, abrasiert, vom Scheitel hingen hellblonde, kurze Haarsträhnen von maximal fünf Zentimetern Länge herab. Absurd schien Nuni dieses Haarphänomen, da hellblond doch ein Beweis der arischen Rasse sei. Sie suchte nach seinen Augen, die sie wegen ihrer Kurzsichtigkeit nur schwer fand. Doch als er sie mit seinen Blicken zu durchschauen versuchte, erkannte sie deren hellblaue, fast weißte Augenfarbe. Die Ohren jedoch ragten und standen sicher, um Führers Befehl besser zu hören, weit ab. Mit einer formalen Handbewegung bot er Nunica einen Sessel an. Da saß sie nun fest angelehnt, Bein über Bein geschlagen, vor dem Mann, der über ihre Zukunft entscheiden sollte. Sich ihrer Rhetorikkünste und ihres jugendlichen Charmes - trotz nicht einwandfreier Rasse - bewusst, versuchte sie, Herrn Harms mit ihrer österreichischen Familienabstammung zu überzeugen. Schließen war Österreich doch auch „heimgekehrt“ ins deutsche Reich. Ihr fließendes Deutsch, durchsetzt mit originellen Satz- und Wortbildungen, schien ihn zu amüsieren. „Nein, Herr Hauptstrumpfbandführer, Sie dürfen meine Bitte nicht abschlagen. Das deutsche und das rumänische Volk sind jetzt verbrüdet. Bei uns herrscht durch die ‘Eiserne Garde’ dieselbe Ideologie wie in Ihrem Reich. Es wäre ein politischer Fehler von Ihnen, unsere Heimat und mich abzulehnen.“, meinte Nuni voller Enthusiasmus. Er sah sie an, wurde nachdenklich und meinte schließlich: „Gut, Fräulein Dimitrovici, mit Ihnen mache ich eine Ausnahme. Ich hoffe sehr, dass Sie und Ihr Mann dem deutschen Volk Ehre erweisen werden.“ Zu Nunis Erstaunen bot er sich sogar als Trauzeuge an, nachdem er auch Willy aus dem Vorzimmer herangerufen hatte. Die Trauung fand nach einer Woche, am 27. September 1940, im Standesamt von Braşov statt. Das junge Paar erhielt von Rolf Harms einen weißen Rosenstrauß, Hitlers „Mein Kampf“ und eine Autoexkursion in die umliegenden Berge. Am Abend feierte man in der „Krone“, einem traditionsreichen Hotel, im kleinen Familienkreise weiter.

Heim ins Reich“. Laurahütte

Am nächsten Tag fuhr das glückliche Paar mit einem Koffer und den zwei Bänden „Mein Kampf“ (die nie gelesen wurden) mit Zuversicht ins „Dritte Reich“, in einem Sonderzug für Umsiedler, der nur Wagen zweiter Klasse mit Holzbänken führte.

Für die jungen, meist hoffnungsvollen Menschen war die lange Reise nicht so sehr anstrengend. Hitlers Triumphe und seine Propagandistischen Versprechungen versetzten die „Volksdeutschen“ und so auch Willy in blinde Euphorie, die sie in Nazis verwandelte und die sie ihren „Führer“ vergöttern ließ. Diese Dinge berührten Nuni hingegen nicht. Sie hatte nur einen Gedanken: Willy glücklich zu machen.

Endlich erreichte der Zug mit seinen Heimkehrern deutschen Boden. Wahrscheinlich verspürten auch damals viele Insassen, wie heute der Papst, den Wunsch, den Boden des ersehnten Zieles zu küssen. Doch die begrenzte Zeit an der deutschen Grenze verwehrte ihnen diese Offenbarung. Mit ausgestreckten Armen reichten junge deutsche Rote-Kreuz-Schwester ihren „Brüdern“ in einer Kartonschachtel dickklumpige Graupensuppe, dazu „Blümchenkaffee“ ohne Milch und ihren herzlichen Willkommensgruß. Alle Heimkehrer rümpften die Nase und spuckten beim Kosten dieses „Gerichts“, wohin sie nur trafen. Man hörte sie sagen: „Das essen bei uns nicht einmal die Schweine! Na, wir werden ja sehen, was uns noch blüht!“

Die Fahrt ging weiter nach Schlesien ins Städtchen Laurahütte, wo sich ein Übergangslager befand.

Hier vollzog sich die Entlausung. Ferner wurden die Betroffenen von ihren Haaren „befreit“, mit der Anti-Läuse-Lotion „Kuprex“ eingeschmiert und mit einer Gummimütze auf dem Kopf ausgerüstet - eine sehr peinliche Angelegenheit für viele. Die Vollendung dieser Hygieneprozedur krönte der Aufruf des Lagerleiters zur Versammlung im Speiseraum. Hier hielt er eine emotionale Willkommensrede und wies dann gleich auf die Pflichten, die „ehrvollen Pflichten“ eines jeden Bürgers hin, der „das Glück“ besessen hatte, in „Führers Reich heimzukehren“. Ebenso „ehrvoll“ begab man sich dann nach der langen Rede zur Ruhe.

Das Lager bestand aus vier Sälen, die als Schlafstätten für die 160 Umsiedler zurechtgemacht worden waren. In jedem dieser Säle lagen auf dem Boden vierzig Strohmattentzen, vierzig graue Decken und vierzig kleine Strohkissen. Am Flur befand sich ein Waschbecken, und hinten im Hof standen den „Heimkehrern“ zwei Toiletten zur Verfügung. Eine einsichtsvolle Lagerfunktionärin verkündete kurz vor dem Schlafengehen in jedem Saal: „Liebe Volksgenossen! Auf dem Korridor vor jeder Schlafstätte befindet sich ein Eimer für die Frauen, die nachts austreten müssen. Die Männer können die Toiletten auf dem Hof aufsuchen. So wünsche ich Ihnen allen eine gute Nacht in Ihrer neuen Heimat!“

Nuni fühlte sich glücklich, dass man sie nicht von ihrem Mann getrennt hatte, und so lag an ihrer rechten Seite Willy, an ihrer Linken schnarchte ein junger Schlosser aus Braşov. Sie schlief gut - bis um sieben Uhr früh, also sie durch zänkische Frauenstimmen geweckt wurde. Es handelte sich darum, den vollen Eimer zur Toilette zu tragen. Die Frauen weigerten sich, sie schämten sich, keine wollte zugeben, dass sie ihn in der Nacht benutzt hatte. Der Streit wurde immer lauter, die Aggressivität der zukünftigen deutschen Reichsbürgerinnen führte zum Tumult. Aus einer Ecke schrie eine fast hysterische Frau: „Es ist keine Schande, ein natürliches und menschliches Bedürfnis! Ich bringe den Nachttopf aber nicht hinaus, ich habe die ganze Nacht fest geschlafen! Der Topf ist randvoll, und wenn Ihr ein Gewissen besitzt, ein deutsches Gewissen, so müsst Ihr ihn auch entleeren. Schließlich sind wir hier im Dritten Reich alle gleich!“ Eine andere empörte Frauenstimme ergänzte: „Bitte beruhigt Euch doch, verwechselt nicht Deutschland mit Nachttopf, denn Deutschland ist Deutschland und Nachttopf ist Nachttopf.“

Beeindruckt von dieser „Philosophie“ stand Nunis linker Schlafpartner auf, ging wortlos zur Tür, warf den Frauen einen ernsten Blick zum nahm den Eimer und verschwand.

Übergangslager Wartha

Nach zwei Tagen verließ man Laurahütte und wurde in ein großes Lager nach Wartha gebracht, ein ehemaliges Nonnenkloster. Hier begannen Nuni Flitterwochen. Auf einer kleinen Anhöhe gelegen, war das Kloster von zwölf Kapellen mit Plastiken biblischer Motive umgeben. Unten im Tal lag das kleine schlesische Dorf Wartha, berühmt durch seine Pfefferkuchenfabrik. In dieser Umgebung sollte 1200 Umsiedler mehrere Monate verbleiben, sich an die neue Heimat gewöhnen und sich verschiedener Experimente ergebenst unterziehen, die die neue Lebensweise, das Essen und vieles mehr betrafen. Wie üblich, begrüßte sie auch hier der Lagerführer mit warmherzigen Worten und versicherte ihnen eine baldige strahlende Zukunft. Dann wies man den Glücklichen ihre Wohnung zu. Voller Neugierde stiegen Nuni und Willy die Treppen hinauf zur dritten Etage und fanden im Zimmer Nr. 356 ihre Herberge. Die Tür ließ sich nur einen Spalt breit öffnen, da die Betten sie fast völlig verbarrikadierten. Ein schräges, kleines Fenster, hoch oben unter der Decke, ließ das Tageslicht nur sehr spärlich eindringen. Nuni hatte den Eindruck, als ob Nebel im Raum lag. Erst nach einigen Minuten hatte sich das Auge daran gewöhnt, die graue Wolke schien sich etwas zu lichten. Sie stand mitten im Zimmer, von vielen grauen Eisenbetten mit grauen Schlafdecken umringt. Dann schaute sie hinauf, und vor Schreck Luft zu holen. Doch die Decken verschwanden aus ihrem Blickwinkel nicht. Überall... unten, oben... graubeckte Betten!! Prüfend studierte sie die für sie so neue Bettenkonstruktion, Doppelbetten, die sie zum ersten Mal in ihrem Leben sah. Willy bemerkte ihre Unruhe und zeigte auf die beiden unteren Betten, die sich neben der Tür befanden. „Hier werden wir schlafen. Du bist sicher zu ängstlich, um auf das obere Etagenbett zu steigen“, sagte er ihre leise. „Wahrscheinlich musste man diese komischen Betten wegen des zu geringen Lebensraumes bauen“, meinte Nuni ironisch, nachdem sie wieder zu sich gekommen war. Im Zimmer waren vier Etagenbetten untergebracht, und um den „Lebensraum“ noch besser auszufüllen, hatte man das dem Fenster noch ein zusätzliches Parterrebett gestellt. Drei ebenso junge Ehepaare ließen sich auf den unteren und oberen Betten nieder. Die Atmosphäre lockerte sich, man begann, Späße zu machen und froh zu sein, dass alle Zimmerbewohner fast gleichaltrig waren. Eine Frage aber blieb offen. Von wem und wann würde das neunte Bett unter dem Fenster belegt werden. Hinter der Tür fand man erstaunlicherweise noch einen freien Platz für die

Ablage der Koffer. Gegenüber, am Flur, befand sich der Waschraum und die Toiletten. Herr J. wurde einstimmig zum „Zimmerältesten“ gewählt. Er musste die tägliche Arbeitseinteilung seiner mitschlafenden Frauen und Männer nach Listen, nach vielen Listen, organisieren. Seine Zuständigkeit erstreckte sich auf das Wecken und Schlafengehen seiner „Compagnie“. Gefrühstückt wurde um acht Uhr morgens in den zwei großen Parterresälen, in denen man auf langen Holzbänken den „Caro-Kaffee“ und zwei Marmeladenbrote vorfand. Dann wurde man zur Arbeit gebeten. Die Aktivitäten der Frauen variierten auf einer breiten Skala von Kartoffelschälen bis zur Toilettensäuberung, die der Männer vom Abholen der Lebensmittel bis zur Straßenreinigung. Einen freien Tag in der Woche gab es, außer dem Sonntag, für alle Lagerinsassen auch. Kritischer wurde die Situation mittags, wenn die 1200 Menschen um elf Uhr im langen Korridor Schlängestehen mussten. Jeder bekam eine Blechschüssel gereicht und wartete, bis „Kameradin“ Frieda, die Küchenchefin, die Graupensuppe zuteilte. Diese Fütterungsprozedur dauerte mehr als eine Stunde. Abendbrot wurde genau wie das Frühstück serviert, mit dem einen Unterschied, dass man anstelle von „Caro-Kaffee“ Pfefferminztee bekam und die beiden Marmeladenbrote durch Käsebrote ersetzt waren. Das feierliche Sonntagsessen bestand immer aus Gulasch mit Kartoffeln und Kürbis- oder Rhabarberkompott zum Nachtisch. Diese monotone Kostsinfonie beunruhigte Nunis Magen nicht im geringsten. Die tägliche dicke Graupensuppe, die Nunica auch erst hier kennengelernt hatte, schmeckte ihr vortrefflich, doch es fehlten ihr auch altgewohnte lukullische Süßigkeiten. Nur wenige Mark bekam man als Taschengeld; sie reichten aber aus, um ihren Naschzwang zu lindern. Als sie mit Willy das Dorf besuchte, entdeckte sie mit Entzücken die Pfefferkuchenfabrik. Leider wurden diese Köstlichkeiten auch nur gegen „Kuchenmarken“ verkauft, die Nuni nicht besaß. Doch ihre gierigen Blicke beim Betrachten der Backwaren versetzte die Inhaberin in Mitleidsgefühle, und discret packte sie unter dem Ladentisch täglich zwei oder drei Pfefferkuchensterne für ihre Umsiedlerin ein. Das graue betten- und Deckenensemble hingegen verursachte Nuni einen grauenhaften depressiven Komplex, der sich tragisch-komisch auswirkte. Sie bekam immer Lachkrämpfe, wenn Willy sie z.B. zu küssen versuchte. Der arme musste darum nolens-volens Abstinenzler werden, und Nunica wartete darum sehnsüchtig auf ihr eigenes Heim, wenigstens auf ihre eigenen vier Wände, wo die Küsse nicht belauscht wurden.

Tage und Wochen vergingen. Man gewöhnte sich an das Warten auf die Graupensuppe, das Warten auf die Einbürgerungskommission und das Warten auf „den Sieg“. Beim Verrichten ihrer Arbeiten war Nuni nicht sonderlich geschickt. Die Kartoffelschälerei fügten ihr außer technischen Schwierigkeiten auch gesundheitliche Schäden zu. Zweimal wöchentlich musste sie fünf bis sechs Stunden in einem Keller auf einem Hocker oder Marmeladeneimer sitzen, zusammen mit ungefähr zwanzig weiteren Frauen, und Unmengen von Kartoffeln sehr, sehr dünn abschälen. Die Blicke erfahrener Hausfrauen bemerkten mit Entsetzen Nunis etwas „zu dick“ geschälte Kartoffeln. „Passen Sie doch auf. Sie tun ja so, als ob Sie noch nie Kartoffeln geschält hätten!“, ertönten die empörten Weiberstimmen. „Ich kann es noch nicht so gut wie Sie, meine Damen, ich möchte es aber gerne lernen. Nächste Woche gelingt es mir sicher schon besser“, erwiderte Nuni mit zittriger Stimme. „Also haben Sie doch noch nicht zuhause Kartoffeln geschält. Sie hatten wohl eine Köchin. Sie sind was Besseres. Hier kann man Sie aber nicht verwöhnen, hier müssen alle ran - ran für den Führer, ran für den Sieg!“, meinten die „Guten“ weiter. Ab und zu kam auch „Kameradin“ Frieda, um die Arbeit zu kontrollieren. Bei ihr versuchten sie die umgesiedelten Frauen einzuschmeicheln, indem sie Nuni immer mehr diskreditierten. Ob ihr aber in den folgenden Wochen die Schälerei besser gelungen wäre, ist die Frage. Tatsache war, dass sie sich durch die Feuchtigkeit im Keller eine Blasenkatarrh zulegte, der sie noch viele Jahre, bis zum Erscheinen der Sulfonamiden, plagen sollte. Für zwei Wochen wurde Nuni vom Lagerarzt von dieser Tätigkeit befreit. So blieben ihr die anderen Arbeiten übrig - Zimmerräumen, Fensterputzen, Küche wischen, Toiletten reinigen... Die Nachricht aber über Nunis Vorleben und ihrer Abstammung wurde von einigen, die sie aus Czernowitz kannten, schlagartig im ganzen Lager ausposaunt. Dadurch wurde Nuni von vielen schief angesehen und boykottiert. Sie litt darunter und bat die Frauen, Geduld zu haben mit ihr - es sei schließlich noch kein Meister vom Himmel gefallen.

Alles wollte Nuni mit Geduld lernen, doch fand sie bei ihren „Kameradinnen“ keinerlei Verständnis. Ihre Gutmütigkeit und Willenslust wurde von den perfekten „Reibefrauen“ ironisiert und ignoriert. Willy nahm seine Frau stets in Schutz, aber auch das bewirkte nicht mehr als Unruhe. Eines Tages aber erschien Frau Glaser. Sie stellte sich als neuntes Mitglied der Zimmergemeinschaft Nr. 356 vor und belegte das verlassene Bett unter dem Fenster. Sie hatte zwei Jahre zuvor ihren Mann verloren, der als Bäck-

kermeister gearbeitet und ihr ein schönes Leben geboten hatte. Jetzt war sie im besten Alter von 43 Jahren alleingeblichen und unter dem schiefen Fensterbett gelandet. So kamen ihr die Tränen, als sie ihre Geschichte erzählte. Mit Verständnis wurde sie aufgenommen. Nach ein paar Nächten jedoch erschien für Frau Glaser sonore Schwierigkeiten oder, wie man heute sagen würde, umweltstörende Geräusche. Um 22.00 Uhr mussten alle Umsiedler programmgemäß im „Bette“ sein. Das Flitterwochenzimmer Nr. 356 ließ sich vom Erscheinen der Frau Glaser nicht in ihren erotischen Empfindungen hemmen, was die arme Alleingeblichene anscheinend als sehr unartig empfand. Erst begann sie zu husten, und als ihr klar wurde, dass man darauf nicht reagierte, lief sie auf den Korridor und wartete auf der Zimmertür. Im Abstand von fünf bis zehn Minuten öffnete sie langsam und lauschte, ob noch Töne von den Betten erklangen. Die jungen Leute begannen dann erst recht, die Strohmattentzen zu strapazieren, um Frau Glaser noch eine Weile vor der Zimmertür warten zu lassen. Dieses Spiel und Zwischenspiel konnte das Nervensystem der verwitweten Frau Glaser nicht lange aushalten. Schon am nächsten Tag lief sie zu ihrem Lagerführer, um sich über die „Unverschämtheit“ der jungen Menschen zu beschweren. „Was denken Sie sich eigentlich, Frau Glaser“, meinte der Lagerleiter erstaunt. „Deutschland braucht Soldaten für seinen Führer. Ich kann doch nicht die jungen Paare hemmen.“ „Dann geben Sie mir bitte ein anderes Zimmer.“ Leider mussten ihre Ohren sich noch für lange Zeit gewöhnen, da es im Lager kein anderes freies Bett gab...

Die Einbürgerungskommission

Ende November 1940 erschien die langerwartete Einbürgerungskommission. Viele graue Autos mit noch mehr grauen Uniformmenschen fanden sich ein. Die Kommission bestand aus SS-Beamten, SS-„Rassenspezialisten“, und SS-Ärzten. Ihr Erscheinen bewirkte Aufruhr im Lager.

Die „arische Rasse“ galt als höchstes Gebot, und Nunis Papiere konnten ihre „Rassenreinheit“ bis drei Generationen zurück beweisen. Die SS-„Experten“ fingen gleich mit ihrer Arbeit an. Alphabetisch vollzog sich das Aufrufen der „Volksdeutschen“. Jeder Einzelne unterlag einer genaueren Prüfung und Überprüfung. Die Reihe kam auch an Nunica, die diesmal ohne Hemmungen und Sorgen ins Büro eintrat.

Vor ihr saßen sechs junge SS-Männer an einem langen Tisch, und als Nunica erschien, starrten sie alle an. Die ersten beiden sortierten, kontrollierten und überprüften ihre Papiere. Sie stellten viele Fragen, und man staunte über das Völkergemisch ihrer Eltern, Groß- und Urgroßeltern. Dann forderte man sie auf, sich völlig nackt auszuziehen, um - wie es hieß - ihren Körper fachgemäß zu studieren. Sie fügte sich dem, war erstaunt und entrüstet. Zwei andere SS-Männer, näherten sich ihr mit einem Zentimetermaß, mit dem sie die Klänge der Beine, des Rumpfes, der Arme, die Breite ihres Beckens und ihren Hüft- und Brustumfang feststellten. Anscheinend fanden sie bei Nunica die erwünschten Resultate; sie nickten zufrieden und trugen die erkundeten Daten in ihre Listen ein.

Der Haken aber lag am Kopf: er entsprach nicht jenen sehr schmalen „nordischen“, und so wurde die Liste mit „rundes, breites Gesicht, Augenfarbe braun, starker slawischer Einfluss“ ergänzt. Man ließ Nuni sich wieder anziehen, und die letzten beiden Uniformierten, „Ärzte“, nahmen ihr aus dem Ohrläppchen einen Tropfen Blut ab, um hiernach „ihre Rasse genau zu bestimmen“ - so erklärten es die Herren jedenfalls der erstaunten Nunica. Nach dieser Lager-Striptease-Show wurde Willy in die Mangel genommen. Sein Aussehen befriedigte die Betrachter - alles war im deutschen Normbereich - blondes Haar, blaue Augen, deutscher Name, der Körperbau groß und schlank. Nur mit den Backenzähnen haperte es; sechs davon fehlten ihm.

Nach einer Woche erhielten Nunica und Willy das Einbürgerungsergebnis; sie wurden vor ein „Gericht“ gebeten, man bot ihnen sogar einen Sessel an und der Kommissionsvorsitzende fing mit seiner Rede an: „Leider können wir Sie nicht einbürgern. Ihre Frau gehört nicht zum germanischen Rasse-typ. Bei solchen Mischehen müssen wir noch eine Weile warten. Wir müssen uns erst von ihrer Zugehörigkeit und ihrem Nationalbewusstsein vollends überzeugen.“ Aus Ihren Urkunden und der Blutprobe ist ein starkes Rassengemisch ersichtlich: mütterlicherseits ist Ihre Frau deutsch-österreichisch, väterlicherseits rumänisch-griechisch, und ihr Aussehen ist slawisch. Machen Sie sich aber keine Sorgen, Ihrer Karriere als Lehrer steht sonst nichts im Wege.“, meinte der „Richter“, zu Willy gewandt.

Mit Tränen und sehr gemischten Gefühlen verließ die „Melange-Nuni“ und Willy den Einbürgerungssaal. Ihre Traurigkeit war aber nicht auf etwaige patriotische Empfindungen für das Deutsche Reich zurückzuführen - vielmehr die Sorge und Enttäuschung, die sie Willy bereitete. Nuni fühlte sich eher deutsch als rumänisch oder griechisch; im Hause Dimitrovici gab es keinen Nationalismus; man versuchte, die Völker unvoreingenommen nach dem Grad ihrer Kultur und Zivilisation einzuschätzen. Doch war das deutsche Volk für sie das Vorbild eines großen geistigen Erbes, und Nuni geriet in Bewunderung beim Lesen seiner Literatur und Philosophie, beim Lauschen seiner Musik und schließlich beim Betrachten seiner technischen Errungenschaften.

Ungefähr 900 „Volksdeutsche“ wurden zu ihrem Stolz in das Deutsche Reich eingebürgert. Sie wedelten mit erhobenen Armen ihre Urkunden vor den verbliebenen „Mischlingen“ und zeigten sich ihnen gegenüber sehr arrogant. Diese Situation deprimierte Willy, wenngleich er vor Nuni so tat, als ob ihn das alles kaltließ. Er war mit vollkommen anderen Vorstellungen ins Deutsche Reich gekommen und musste nun sein Fiasko erleben. In ihrer Verzweiflung schlug Nuni ihm die Scheidung vor, weil sie ihm kein Hindernis sein wollte. Dazu hatte sie ihn zu lieb, und so weinte sie oft, still und heimlich, auf einem geheimen Örtchen... Von Scheidung aber wollte Willy nichts hören, und er versicherte ihr eindringlich, dass seine Liebe zu ihr größer sei als seine Liebe zu seinem „Führer“. So begann für beide eine noch schwerere Zeit...

Niedrigkeiten, Widrigkeiten

Als Nuni eines Tages in der Mittagsschlange auf ihren Graupeneintopf gewartet und diesen von „Kameradin“ Frieda auch in ihre Schüssel „hineingeplatscht“ bekommen hatte, befahl sie ihr mit diktatorischer Stimme: „Frau Niefer, Sie kommen gleich nach dem Mittag zum Küchendienst. Haben Sie verstanden?“ „Heute vormittag hatte ich schon Klodienst, und so bin ich Nachmittags frei.“, antwortete Nuni. „Ob Sie frei sind oder nicht, bestimme ich!“, erwiderte Frieda mit widerlichem Tonfall, während sie drohend ihren Suppenlöffel erhob. Willy verbot Nuni, diese zusätzliche Arbeit zu verrichten, denn das Lagerreglement besagte eindeutig: wer vormittags arbeite, brauche dies nicht nachmittags zu tun - und umgekehrt. Natürlich erfuhr Frieda, dass die beiden Niefers keine Einbürgerungsurkunde ausgehändigt bekommen hatten. Demzufolge konnte sie ihre Schikanen voll und ganz auf die wehrlose Nuni loslassen... und Nuni fügte sich. Sie wusste, dass sie nun manches einzustecken haben würde, gleich, von wem - sie als fremder Eindringling in diesem „Reich“. Die Sauberkeit der großen Küche strahlte Nuni an, als sie eintrat. In der Mitte befanden sich die vier Elektrokessel, die einen Umfang von wohl zwei Metern hatten. Hier wurde die Graupensuppe fabriziert. An den Wänden glitzerten die Blechschlüssel, die in Regalen aufgestapelt waren, und der ganze Boden war mit weißen Steinfliesen ausgelegt. „Kameradin“ Frieda goss einen Eimer Wasser nach den anderen auf den Boden, nahm einen Schrubber und sog das Wasser im Stehen wieder auf. So empfing sie Nuni, als sie sich bei ihr meldete, und warf ihr einen Lappen in die Hand. An der Wand hing ein zweiter Schrubber. Nuni holte sich ihn, wickelte den Lappen um ihn und bekam, wie „Kameradin“ Frieda, die Küche aufzuwischen. Plötzlich ertönte Friedas wütende Stimme. „Was tun Sie hier eigentlich?“ Verwundert sah Nuni sie an. „Ich arbeite, genau wie Sie. Ist das etwa nicht richtig?“ „Für Sie nicht. Sie müssen kniend die Küche aufwischen, ohne Schrubber.“ „Kniend - wieso kniend? Da würde mir ja die Suppe wieder herauskommen. Ich habe doch einen vollen Graupenbauch, außerdem wischen Sie den Boden auch im Stehen auf, Kameradin Frieda.“ „‘Kameradin’ bin ich nicht für Sie. Wir sind keine Kameraden, und was mir gestattet ist, ist es noch lange nicht für Sie!“ „Warum?“, fragte Nuni neugierig. „Warum - das werde ich Ihnen erklären!“, fuhr Frieda in ordinärem Ton fort. „Ich bin ein vollwertiger Mensch, ein deutscher Mensch, und Sie, Sie sind nur eine Rumänin!“ Nuni tat so, als ob sie nicht verstand, und manö-

vrierte weiter stehend mit ihrem Schrubber, bis sie plötzlich einen brennenden Schmerz auf ihren Füßen spürte. „Kameradin“ Frieda hatte ihr kochendes Wasser über die Füße geschüttet. Nun musste Nuni vor Schmerz tatsächlich auf die Knie fallen und ein paar Tränen auf den Glanzfußboden vergießen. Sie rannte davon, auf das verschwiegene bewusste Örtchen, um sich auszuweinen, und um den Schmerz mit kaltem Wasser zu lindern. Sie wollte hiermit Willy nicht belasten. Er suchte sie aber unterdessen und wollte sie aus der Küche holen. Nachdem die beiden sich wiedergefunden hatten, bemerkte Willy sofort Nunis feuchte Stümpfe und Schuhe, die rotentstellten Füße und die verweinten Augen. An seiner Hand führte er Nuni ins Büro des Lagerführers, und Verständnis und Gerechtigkeit zu bekommen. „Ja, Herr Niefer, mir wurde auch berichtet, dass Ihre Frau erst die Schule absolviert hat. wohlhabend war und nie gearbeitet hatte. Hier bei uns ist es anders. Sie muss das Arbeiten erlernen.“ Erstarrt sah Willy ihn an und verlangte nach Fräulein Frieda, Sie gab ihre Tat schamlos zu, bereute nichts, und stieg da Blut in Willys Gesicht. Er begann zu brüllen und drohte mit einem Beschwerdeschreiben an Himmler. „Bis Sie das Ergebnis erhalten, Herr Niefer, werden Sie strafweise mit Ihrer Frau in den Saal Nr. 63 verlegt. Sie besaßen die Unverschämtheit, sich gegen eine Reichsdeutsche zu beschweren.“, war die unverfrorene Antwort des Lagerführers.

Weißer Nächte begannen für Nuni und Willy. Der Saal Nr. 63 lag im Parterre. In ihm hausten weit über 60 Seelen aller Altersgruppen; die Schlimmsten unter ihnen waren die Babies, die nachts in corpore zu schreien begannen, und die Alten, die wie die Trompeten husteten. Aber auch hier ging das Leben weiter. Man hoffte und wartete... und als einige Zeit verstrichen war, ohne dass eine Änderung eintrat, begann von neuem das Warten auf die Hoffnung. Viele Frauen standen nicht mehr stolz und erhaben in der Mittagsschlange, sondern gingen mit ihren Blechdosen und ihren großen werdenden Bauch direkt zu Fräulein Frieda und bekamen zusätzlich auch einen Liter Milch. Der Himmel bescherte Nuni nicht mit dieser „Hoffnung“. So stand sie ihre volle Stunde brav in der Reihe, die sich langsam zum Suppentopf bewegte. Die Hoffnung aber ließ nicht locker. werdende reinrassige Mütter erhielten auch den Einberufungsschein ihrer Männer, und die Paare wurden getrennt... getrennt vielleicht für immer. Nuni hingegen wartete weiter an der Seite ihres lieben Willy und harrete der Graupensuppe.

Willy im Kloster

Der Krieg wütete, und Weihnachten stand vor der Lagertür. Voller Mitgefühl versprach Nunis Pfefferkuchentante den beiden eine große Tüte mit Pfefferkuchen... Pfefferkuchen mit echter Schokolade überzogen. Dieser Gedanke machte sie verrückt vor Glück... echte Schokolade! Sie nahm sich vor, alle Pfefferkuchen abzulecken, um sich dabei in erster Linie den Zungen- und Gaumengenuss hinzugeben. Aber, wie es im Leben so ist, kommt eine Freude nie allein. Wenige Tage vor Weihnachten, als Nuni und Willy frühmorgens Kaffee und Marmeladenbrot genossen hatten, ertönte die Stimme des Lagerführers. „Alle Lehrer möchten sich nach dem Frühstück im Bürozimmer melden!“ Außer Willy war nur noch einer im Lager, polnischer Abstammung. Die anderen kämpften bereits „für Führer, Volk und Vaterland“. Zwei Schulinspektoren waren vom Ministerium delegiert worden, sich die Lehrer zu angeln, die in den Schulen immer mehr fehlten. Strahlend berichtete Willy seiner Nunica, dass er ab sofort nach Patschrau (Schlesien) an eine Oberschule berufen wurde. „Wann fahren wir hin?“, fragte Nuni hoffnungsfroh. „Ich packe sofort den Koffer. Du musst noch eine kurze Weile hierbleiben, bis ich eine Wohnmöglichkeit für uns beide gefunden habe“, entgegnete Willy deprimiert. „Wieso denn? Wo Du wohnst, kann ich doch auch sein. Allein zu bleiben, hier, ohne Dich, siehst Du nicht ein, wie schrecklich das für mich sein würde?“ „Doch“, antwortete Willy, „aber es gibt momentan leider keine andere Lösung“. Ich werde vorübergehend in einem Mönchskloster wohnen, und Frauen dürfen es nicht betreten. Aber zum Wochenende bin ich wieder bei Dir, vielleicht finde ich bis dahin auch eine andere Unterkunft.“, tröstete er Nunica. Diese menschenunwürdigen Ge- und Verbote schienen Nuni absurd, doch trotzdem fügte sie sich ihnen. Die sechs Tage ohne Willy wurden für Nuni zum Kalamität, und dann kehrte Willy ohne positives Resultat ins Lager zurück. So beschloss sie, mit ihm nach Weihnachten nach Patschrau zu fahren, um allein eine Unterkunftsmöglichkeit zu ergattern. Dort angekommen, sprach sie mit dem Schuldirektor und trug ihm ihre so prekäre Situation vor. Er verstand sie vollkommen. Es sei Krieg, leere Wohnungen gebe es nicht. Das einzige Hotel in der Stadt sei vollkommen ausgebucht und möblierte Zimmer wolle man nicht vermieten. Ratlos stand sie vor ihm, und der Gedanke, abends allein nach Wartha zurückzufahren, versetzte sie in große Traurigkeit.

Zum Mittag suchten Nuni und Willy ein Restaurant auf. Das einzige markenfreie Essen bestand aus Blutwurst mit Graupen, Kartoffeln und Sauerkraut. Nuni schmeckte dies ausgezeichnet, sie aß gleich zwei Portionen. Über diesen Appetit konnte sich Willy nur wundern. Das so verwöhnte Mädchen kam ihm mit ihrem außergewöhnlichen Geschmack doch reichlich merkwürdig vor. Nachmittags gingen beide spazieren, und Nuni bewunderte die kleine, saubere Stadt mit der alten Verteidigungsmauer. Solche eine Stadtmauer sah sie zum ersten Mal in ihrem Leben, und Willy erklärte ihr die politische Bedeutung des mittelalterlichen Bauwerks. Es begann zu schneien. Die Sonne ging unter, und weil noch genügend Zeit blieb bis zu Nunis Abfahrt, gingen beide in ein Kino, um ein wenig Ablenkung von ihren drückenden Problemen zu finden. Hand in Hand saßen beide, wegen Nunis Kurzsichtigkeit in der zweiten Reihe, und wurden von niemandem gestört. Von dort hörte man ihre Küsse nicht, und Nunis peinlicher Lachkrampf war wohl im Lager zurückgeblieben. Nein, sich nach einem so schönen Tag von ihrem Willy zu trennen, schien ihr genauso absurd wie das Verbot, als Frau nicht das Mönchskloster betreten zu dürfen. Sie ist doch kein Satan... oder vielleicht doch...? Denn plötzlich kam ihr ein diabolischer Gedanke: Im Dunklen ins Kloster zu schleichen, über die hintere Holzterrasse vorsichtig auf Fußspitzen in Willys Mansarde zu steigen und morgens, wenn die Mönche andachtsvoll ihr Gebet verrichten, auf Fußspitzen ihr Sanctoair wieder zu verlassen. Um dieses Sacrileg durchführen zu können, erkundigte sie sich bei Willy, ob sich vielleicht ein Zerberus an der Klosterpforte befände. Nunis Entschluss versetzte Willy in Ängste. Er kannte aber ihr Temperament und ergab sich diesem. Der Klostereingang ist nicht bewacht, flüsterte er ihr zu. Lachend und euphorisch siegte sie auch diesmal - ihr Plan wurde erfolgreich durchgeführt. Kein einziger heiliger Bruder hatte sie dabei ertappt. Davon ermutigt, schmiedete sie an einem neuen „Attentat“: Sie flanierte in der Kälte schon morgens allein auf den Straßen von Patschrau und betrachtete sich die Häuser, dachte an die Wärme in ihnen und an die Herzenswärme der Bewohner. Gäbe es wirklich nicht einen Menschen, der ihr helfe, der ihr ein Zimmer abtreten könnte?

Luise und Victor Ulrich

So stand Nuni auf der Wallstraße vor dem Hause Nr. 23, einem einstöckigen hellen Haus mit einem kleinen braunen Holzbalkon. Die Fenstervorhänge waren aus weißem Tüll mit vielen Rüschen gearbeitet. Am dunkelgestrichenen eisernen Tor stand der Name, „Victor Ulrich“. Erst wollte Nuni läuten. Dann aber drückte sie ihre durchfrorene Hand auf die eiserne Klinke, die nachgab und das Tor aufspringen ließ. Die Holzterrasse, die im Gegensatz zur geräuschlosen Klostertreppe laut knarrte, wies ihr den Weg hinauf zur Familie Ulrich. Sanfte Augen trafen auf Nunis flehende Blicke, als die Tür von einer etwa 45-jährigen Frau geöffnet wurde. „Verzeihung, dass ich Sie störe, gnädige Frau. Wir sind Flüchtlinge aus Rumänien. Hätten Sie für meinen Mann und mich ein möbliertes Zimmer zu vermieten? Ich wäre Ihnen dafür sehr dankbar.“ „Kommen Sie doch bitte herein, mein Kind.“, und Nuni bemerkte mit freudiger Erleichterung, wie sich der Gesichtsausdruck der noch Unbekannten veränderte, gütiger wurde. Frau Ulrich führte Nuni ins Speisezimmer, und plötzlich rief Nuni erstaunt und glücklich: „Es sind ja die gleichen Möbel, wie wir sie zuhause hatten!“ - hohe, braune, gepolsterte Lederstühle mit vielen kleinen Goldnägeln beschlagen, die rote Samtdecke, darauf in der Tischmitte ein kleines, weißes, rundes Spitzendeckchen und eine „Rosenthal“-Vase. Links und rechts davon standen die zwei massiven Kredenzen, eine kleiner, eine größer... alles wie zuhause in Czernowitz! Nur der Samowar, der im Czernowitzer Speisezimmer auf dem Serviertisch strahlte, strahlte Nuni hier nicht an. Hingegen verspürte sie den angenehmen traditionellen, weihnachtlichen Duft der Pfefferkuchen und Tannenzweige. „Der liebe Gott hat Sie mir geschickt! Erst gestern hörte ich von dem Unglück der Vertriebenen aus Czernowitz“, erzählte Frau Ulrich der erwartungsvollen, frohen Nuni, „und ich wünschte mir, diesen armen Menschen irgendwie helfen zu dürfen. Dafür habe ich Abend für Abend gebetet, und nun stehen Sie heute vor meiner Tür! Natürlich werden Sie bei uns bleiben. Das Zimmer, das ich Ihnen zur Verfügung stellen kann, ist zwar nicht sehr groß, aber wo Liebe und Gott wohnen, ist auch für Sie beide Platz.“ Nuni sprang auf und küsste Frau Ulrich. „Nicht mir müssen Sie danken - Gott half Ihnen, mein Kind.“, meinte sie völlig überzeugt.

Schon nach drei Tagen waren Nuni und Willy in ihr neues kleines Palais umgezogen. Hier fehlte es ihnen an nichts. Hier konnten sie nach vier lan-

gen Monaten Lagerleben ungestört ihre Flitterwochen entfalten. Von der Stadtverwaltung bekamen sie ihre Bettwäschebezugsscheine, Kleider- und Lebensmittelmarken, von Familie Ulrich Liebe und Gottes Segen. Nuni wollte ihre Talente prüfen - ob sie überhaupt welche besäße - und fing sogleich mit dem Kochen an... mit dem sparsamen Kochen. Es mussten 100 Gramm Hackfleisch für zwei Personen eine ganze Woche lang ausreichen. „Gekonnt wie...“, lächelte Frau Ulrich, und dann geschah das „Wunder“: Aus dieser Fleischquantität fabrizierte sie acht Bouletten mit fünf eingeweichten Brötchen, vielen Zwiebeln, mit einer Messerspitze Eipulver... und einem subtilen, fast unspürbaren Fleischaroma. Dazu wurde ein großer Topf mit Kartoffeln aufgesetzt, und so reichte die Abfütterungstragikomödie reichlich aus. Rührend bewachte Frau Ulrich das Küchen- und Kochverhalten von Nuni, und als sie deren Schwierigkeiten wahrnahm, begann sie mit dem Unterricht. Die allererste und wichtigste Lektion bestand im Kartoffelkochen, denn eine große Lebensmittelauswahl gab es ohnehin nicht. Nuni wollte die „raren Früchte“ fachgemäß, so wie sie es im Lager beigebracht bekommen hatte, abschälen, dünn abschälen, als sie nun aber etwas Neues hinzulernen musste: Frau Ulrich erkläre ihr nämlich, dass unter den Schalen viele liebe Vitamine lebten. Amüsiert betrachtete Nuni auch die große, zweizinkige Gabel, die nach ungefähr zwanzig Minuten Kartoffelkochzeit vorsichtig in eine Kartoffel eingestochen wurde. Geht diese Prozedur leicht vonstatten, bedeutet es, dass die Kartoffeln gar sind. Sollte die zu diesem Zweck erfundene Gabel aber einen Widerstand seitens der Kartoffeln verspüren, müssen sie noch ein paar Minuten im kochenden Wasser sprudeln. Aber nicht nur im Kochen näherten sich die beiden guten Wesen, sie verspürten Dankbarkeit und Zuneigung füreinander - Frau Ulrich auf ihre ethisch-religiöse Weise - Nuni einfach glücklich, hier in der Fremde eine „Ersatzmutter“ gefunden zu haben, die ihrem Herzen schon immer gefehlt hatte.

Victor Ulrich bezog nach langjähriger Postbeamten­tätigkeit seine wohlverdiente Pension. Seinem Aussehen nach zu urteilen, konnte man leicht den korrekten und gewissenhaften Staatsbeamten erkennen. Er lachte fast nie, obwohl sein Mund, in dessen Ecke immer eine dicke Zigarre puffte, einen leicht verschmutzten Ausdruck hatte. Öfters kam er zu seiner Frau Luise in die Küche, um an den Kochtöpfen zu schnuppern. Nuni schien ihm trotz seines zurückhaltenden Wesens sympathisch, und er erlaubte sich mit ihr so manche trockenen Witze, die sie aber nicht verstand. Das

Leben der vier Einwohner in der Wallstraße 23 gestaltete sich in Harmonie und Zuversicht. So schlug Frau Ulrich eines Tages ihrer Nuni das „Du“ vor und bat sie, von nun an, sie „Tante Luise“ zu nennen. Dann begann sie ihr zu erzählen: „Schau, meine liebe Nunica, durch Eure Anwesenheit hat mein Leben einen Sinn bekommen. Gott gab mir die Aufgabe, zu helfen, und Du wurdest mir von ihm geschickt. So erfülle ich seine Wünsche und komme ihm näher...“ Gerührt lauschte Nuni ihr und konnte sich für all das Gute, das Tante Luise ihr gab, nur mit Liebe und Verständnis erkenntlich zeigen. Manchmal beschlich sie das unbehagliche Gefühl, das wäre zu wenig, doch was sollte sie ihrer so guten Fee außer ihren aufrichtigen Gefühlen schenken? Die meisten Abende verbrachte man zusammen. Krieg und Nazismus war wohl nicht gerade das Wahre für die beiden anständigen Ulrichs, und so begann Nuni dann auch, über ihr junges Leben zu berichten, immer humorvoll und ironisch.

Bekehrung und Trauung

„Wieso, Nunica“, meinte plötzlich Tante Luise, „Ihr seid nur am Standesamt getraut worden, nicht kirchlich? Hat Eure Ehe nicht Gottes Segen?“ „Dazu hatten wir keine Zeit, es war alles so kompliziert und ging so schnell vor sich, dass wir daran überhaupt nicht denken konnten.“, meinte Nuni schüchtern. Außerdem ist da noch ein Haken: Willy ist katholisch und ich bin griechisch-orthodox, fügte sie hinzu, da sie Tante Luise nicht von ihrer fehlenden religiösen Überzeugung berichten wollte. „Oh, mein Gott, wie Du mich ehrst“, schrie die auserwählte „Tante“ begeistert, „wir werden Deine Trauzeugen sein! Hier bei uns in Patschkau in der roten katholischen Kirche wird Eure Trauung stattfinden, und in diesem Speisezimmer die Tafel gedeckt sein.“ „Gut“, flüsterte Nuni, und sah in Gedanken die erwartete große Surrogatcremetorte vor sich, die bei einer solchen Feier ja wohl nicht fehlen dürfe. Ein Sieg mehr für die vernaschte „Melange-Nuni“. Dann lief sie in ihr Zimmer zu ihrem Willy, um ihm diese freudige Nachricht mitzuteilen. „So ein Blödsinn“, meinte er, „dieses Theater hat uns gerade noch gefehlt!“ „Schau Willy, sie ist so gut zu uns. Du musst sie verstehen. Durch dieses Theater wird ein Mensch glücklicher. Ist das nicht viel? Und ich als Braut darf sicher mehr Torte verzehren als die üblichen Gäste.“ Wie gewöhnlich, so musste Willy auch dieses Mal seiner Nunica zustimmen. Täglich ging Tante Luise am Morgen in die Kirche, um kniend am Altar vor der Mutter Gottes mit gesenktem Haupt ihr Gebet zu erheben. Nachdem sie ihrem Pfarrer von Nunica und Willy berichtet hatte, musste sich auch die zukünftige Braut bei ihm vorstellen. Sie suchte ihn nachmittags auf, da ihr das frühe Aufstehen immernoch Schwierigkeiten bereitete. Das Pfarrhaus befand sich im Kirchhof im Schatten der großen Kirche. Eine Wirtschafterin, die nur mühsam ihren Kopf hob, weil er durch ihren Buckel fast am Boden lag, bat sie hinein. Nuni erschrak förmlich bei diesem monströsen und doch mitleidserregenden Anblick. ging schnellen Schrittes ins Empfangszimmer, sah sich noch einmal um - und setzte sich aufatmend auf das Canapé, als sie bemerkte, dass der gekrümmte Schatten verschwand. So wartete sie auf den Herrn Pfarrer und auf alles Eventuelle, was damit noch auf sie zukommen würde... und es kam auf sie zu...!

Kein weißer Bart, keine langen Flattergewänder, wie sie es sich vorgestellt hatte - vor ihr stand ein junger, gutrasierter Mann in einem schwarzen An-

zug und hielt Nuni die Hände entgegen. „Frau Ulrich hat mir von Ihnen schon vieles Schöne berichtet, und ich habe mich mit ihren Problemen eingehend befasst. Bevor Sie katholisch getraut werden, müssen Sie den katholischen Glauben annehmen“, sprach er voller Würde. „Gut“, antwortete Nuni, „was muss ich nun tun, um katholisch zu werden?“. Für das Wohl ihrer lieben „Tante Luise“ würde Nuni so manches auf sich nehmen; Freude und Güte ihren Mitmenschen zu bereiten, darin bestand ihre Religion, egal, ob orthodox oder katholisch. „Ich werde Ihnen unseren katholischen Glauben vermitteln. Das wird ungefähr drei Monate dauern“, meinte der Pfarrer. „Wenn Sie zweimal wöchentlich je zwei Stunden hierher ins Pfarrhaus kommen und auch fleißig sind, schaffen wir das mit Gottes Hilfe bestimmt. Bringen Sie mir zum nächsten Mal bitte auch noch Ihren Taufschein mit“, fügte der Herr Pfarrer hinzu. „Meinen Taufschein habe ich garnicht. Er liegt in Czernowitz und seine Beschaffung ist ganz unmöglich, weil die Stadt von den Russen besetzt ist.“, erwiderte Nunica. „Nun ja, dann wird die Angelegenheit noch komplizierter. Es liegt für mich doch kein Beweis vor, dass Sie überhaupt getauft sind, und in solch einem Falle darf Ihre Katholisierung und Trauung garnicht stattfinden.“ „Arme Tante Luise!“, dachte Nuni. Wie gerne hätte sie ihr dieses Glück doch zukommen lassen. „Beruhigen Sie sich, mein Kind“, setzte der Pater hinzu, als er Nunis traurigen Gesichtsausdruck bemerkte, „ich werde Sie taufen mit dem Vermerk, dass diese Taufe von Gott nur dann angenommen werden soll, wenn Sie bis heute noch nicht getauft worden sind.“ „Auch das noch!“, lachte Nuni, und ihre Erinnerungen flogen zurück zur Taufe ihres Bruders Bobby. „Herr Pfarrer, ich bin mit allem einverstanden, doch möchte ich Sie höflichst ersuchen, das Taufwasser im Kessel, in den Sie mich ja dreimal eintauchen werden, doch nicht so kalt zu lassen. Ich bin nicht abgehärtet wie unser Heiland, da ich mir beim Kartoffelschälen im Lager einen Blasenkatarrh geholt habe. dass ich mich wieder einmal nackt ausziehen muss, daran habe ich mich hier schon gewöhnt - diesmal vor einem anderen Publikum“, lächelte Nuni. „Aber nein! Bei uns Katholiken vollzieht sich die Taufe anders als bei den Orthodoxen. Von Entkleiden ist garnicht die Rede. Ich werde meine Hand in das gesegnete Taufwasser tauchen und Ihnen dreimal die Stirn benetzen im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.“ „Das ist alles?“, fragte Nuni erstaunt. Wie gerne hätte sie doch auch hier eine Kirchen-Striptease-Show abgelegt! In seinem Büro studierte der Pfarrer seinen Terminkalender, erwähnte nocheinmal die Monate, die er für Nunis Bekehrung zum Katholizismus brauchen

würde, und meinte schließlich stolz: „Drei Feiern werden unserer Kirche im Monat März an zwei Sonntagen zuteil.“ „Wieso an zwei Sonntagen?“, entgegnete Nuni, „Taufe, Übertritt zum Katholizismus und Trauung müssten doch an drei Sonntagen stattfinden.“, und wieder erscheinen ihr wie eine Fata Morgana die drei Torten, die Tante Luise für die drei besonderen Ereignisse so liebevoll backen würde. „Die Taufe“, meinte der Pater, „und Ihren Übergang zur katholischen Kirche feiern wir am ersten Sonntag, Ihre Trauung am zweiten.“ Nuni konnte ein langes „Schade“ nicht unterdrücken. So verabschiedete sie sich von ihrem zukünftigen „Vater“.

Als Nuni ihrem Willy diese Neuigkeiten berichtete, war dieser ungehalten. „Drei Monate lang Religionsunterricht?? dass ich nicht lache! Das würde unserem Herrn Pfarrer so passen!“ „Wie meinst Du das? Ich verstehe Dich nicht - ist etwas Unanständiges dabei?“, fragte Nuni ihn neugierig. „Es ist Dir doch bekannt, dass die katholischen Pfarrer im Zölibat leben und nicht verheiratet sind, wie die orthodoxen oder evangelischen. So frage ich Dich: Scheint er Dir so asketisch? Eine so junge, hübsche Frau wie Du, die zweimal in der Woche allein ist - wäre Dir das, menschlich gedacht, nicht zu gefährlich? Die meisten katholischen Pfarrer in Rumänien halten sich eine Wirtschafterin, die ihnen so manche „väterlichen, Wünsche erfüllen. Wie Du mir aber erzählt hast, schaut seine Haushälterin wie ein Gespenst aus.“ Willy wurde lauter und lauter. „Ja, daran habe ich garnicht gedacht“, meinte Nunica. „Du bist ja noch ein Kind“, fügte Willy hinzu. Schüchtern und verlegen trug Nuni Willys Befürchtungen ihrer guten Tante Luise vor und bat sie um ihren Rat. Die Arme war sprachlos. Sie versicherte Nuni schließlich, dass soetwas in Deutschland nie passiert ist und nie passieren könnte. Nuni war ratlos. Tante Luise wollte doch ihre Pläne nicht rückgängig machen. Was sollte ihrem Herrn Pfarrer erzählen? Zusammen mit Willy suchte man die Lösung des Problems. Familie Ulrich könnte es nicht verkraften, mit einem nichtkirchlich getrauten Ehepaar unter einem Dach zu leben. Plötzlich kam Willy die Idee! „Wir beide, Nuni und ich, werden gemeinsam zum Pater gehen und ihm erklären, dass ich gern am Unterricht teilnehmen würde, da ich über die vielen Studienjahre so manches von meinem katholischen Glauben vergessen habe und ihn auf diese Weise auffrischen möchte. Du verstehst hoffentlich meine Ängste. Ob Rumänien oder Deutschland - die Erotik unterwirft sich keinen kirchlichen Dogmen. Davon bin ich fest überzeugt. Und ich bin gespannt, was unser Herr Pfarrer zu meinem religiösen Interesse sagen wird.“ Dieser Vorschlag impo-

nierte auch Tante Luise. Es war nicht gerade Freude, was man beim Herrn Pfarrer erkennen konnte, als er das Ehepaar begrüßte. Um sein Erstaunen zu mildern, brachte Willy gleich seine Erklärung an, und dann begann der Unterricht. „Die Unterschiede zwischen Ihrer Religion, Frau Niefer, und der katholischen sind eigentlich gering. Unterschiede gibt es nur in drei Punkten. Somit wird die Dauer der Umschulung für Sie beide wesentlich verkürzt. Ich denke, dass wir den Stoff in vier Stunden bewältigt haben.“, sprach der Pfarrer. Nuni sah ihn verblüfft an und konnte ihr Lachen kaum unterdrücken. Willy warf ihr einen triumphierenden Blick zu. Der Herr Pfarrer aber teilte ihnen mit, dass die beiden Feiern noch im gleichen Monat stattfinden könnten.

„Einen Profit habe ich aber doch aus der ganzen Geschichte“, meinte Nuni schmunzelnd, „ich werde mich an den beiden Torten schon im Januar laben und nicht erst im März.“ Vor Freude umarmte sie Willy, als sie sich vom Pfarrhaus entfernten. Zu beiden Festen wurden von Tante Luise Verwandte aus Liegnitz und Breslau eingeladen. Am ersten Sonntag fand nach dem Gottesdienst Nunis „Heiliges Sacrament“ der Taufe statt, dann der Übertritt. So gelang es dem verlorenen orthodoxen Schaf, in die katholische Kirche und in den Schoß des Papstes aufgenommen zu werden. Am zweiten Sonntag erhielt Nuni als Geschenk zu ihrer unauflöslichen Ehe von Familie Ulrich einen rotbraun emaillierten Küchentopf, mit dem sie viele Jochjahre ihres Lebens glücklich verbunden blieb.

Letzte Monate in Patschkau

In der Oberschule, in der Willy seine Tätigkeit als Lateinlehrer aufnahm, gab es andere Probleme. Seine neuen Kollegen freuten sich zwar über Willys Hilfe, denn sie waren mit vielen Lehrstunden sehr überlastet, doch im Gegensatz zu Willy sahen sie samt Schuldirektor die politische Entwicklung mit wenig Optimismus. Niemand glaubte mehr an Hitler und dessen Erfolg, während aber viele Schüler ihrem „Führer“ zujubelten und einen deutschen „Endsieg“ greifbar nahe wähten.

In Patschkau hatten Nuni und Willy sich schnell und gut eingelebt. Sie kümmerten sich nach ihren letzten Erfahrungen wenig um Krieg und Politik und nahmen die Ereignisse gelassen hin. Die kulturelle Seite ihres Lebens bestand aus Kinofilmen, die sie sich zweimal wöchentlich ansahen, und in der sonntäglichen Messe, die die beiden ihrer „Tante Luise“ zuliebe besuchten. Die Sommerferien verbrachte das junggetraute Paar in Breslau bei Willys Verwandten; dort besuchte Nuni mit besonderer Freude das renommierte Café „Huthmacher“. Man bekam das beste Eis markenfrei. Dort war sie auch am Morgen des 22. Juni 1941, als sie im Rundfunk hörte, dass deutsche und rumänische Truppen die Sowjetunion überfallen hatten. Krieg gegen Rußland! Das Eis glitt ihr aus der Hand vor Schreck. Willy versuchte, sie zu beruhigen mit der Begründung, dass Silviu zu alt und Bobby zu jung sei, um in den Kriegsdienst gezwungen zu werden. So vergingen die Ferien voller Sorgen. Ende August kehrten Nuni und Willy nach Patschkau zurück, und Willy erfuhr, dass er nach Cosel, Oberschlesien, versetzt werden sollte. Als junger Studienassessor musste er an mehreren Schulen Erfahrungen sammeln, um später einmal zum Studienrat befördert zu werden. Der Abschied von Tante Luise fiel ihnen sehr schwer.

Cosel

Die Wohnungsnot hatte in Cosel das gleich tragische Ausmaß wie in Patschkau, doch fand sich im Hotel am Rathausplatz noch ein freies Zimmer. Die Hotelspesen bezahlte das Unterrichtsministerium. Nuni aber war mit dieser Situation nicht sehr zufrieden. Sie fragte sich, wie sie den lieben, langen Tag verbringen konnte, ohne für ihren Willy zu kochen. So machte sie sich wieder auf die Zimmersuche und klapperte eine ganze Woche lang die Innenstadt und die vielen Seitenstraßen von morgens bis zum späten Nachmittag ab. Vor jeder geöffneten Tür aber erlitt sie das gleiche Fiasko - niemand wollte ihr und Willy eine Wohnung vermieten. Schließlich blieb ihr nur noch die Peripherie der Stadt, und dort fand sie ihr ersehntes „Glück,“. Es lag auf einer grauasphaltierten Landstraße in einem grauen, alleinstehenden Haus. Der graue, schief eingesunkene Drahtzaun markierte spärlich dieses mysteriöse Grundstück. Die Fenster des Hauses waren mit Reklameplakaten wie „Die dicke Juno“, „Henkel“-Seifenpulver und „Elida“ beschlagen. Unter dem Dach konnte man deutlich „Lebensmittelgeschäft“ lesen.

Ein kleiner, graugewordener Spitz empfing Nuni bellend, als sie versuchte, die hingefallene, verrostete Tür wegen ihrer empfindlichen Seidenstrümpfe besonders vorsichtig zu umgehen. Sofort erschien die Hunde- und Türbesitzerin. „Kommen Sie doch herein, Sie möchten wohl frische Eier! Bei mir sind sie teurer, dafür aber markenfrei und von bester Qualität!“, lobte sich die Frau. Sie streckte Nuni ihre Hand entgegen und schleuderte sie samt unversehrter Seidenstrümpfe über die Wracktür in ihren Hof hinein. Willy trottete ihr nach. „Lieb von Ihnen“, begann Nuni, „aber momentan suchen wir keine Eier, sondern ein Zimmer.“ „Ein Zimmer?“, und sie sah die beiden Eindringlinge noch interessierter an. „Das habe ich auch für Sie!“

Willy wollte gleich wieder umkehren - der grauenhafte Eindruck befremdete ihn doch sehr. Schon aber standen alle drei in dem „Zimmer“, vor der „Kanone“, dem eisernen Ofen. „Hier kann ich kochen!“, rief Nuni begeistert. Ihre Augen strahlten vor Freude, der kleine runde Ofen mit seinem großen Blechrohr zog sie derart an, dass sie den Rest des sogenannten „Zimmers“ übersah - oder übersehen wollte. Man betrat diese Bruchbude direkt vom Hof über eine Türschwelle, Der Fußboden war mit kleinen, grau-weiß-melierten Steinchen ausgelegt, die „Kanone“ - das bewusste

Prachtobjekt - befand sich links von der Tür, und in der Mitte des Raumes stand ein braunabgeblättertlackierter Tisch, dazu zwei passende braunabgeblättertlackierte Stühle. Das breite Eisenbett mit grauen Kasernendecken erblickte man vor den mit Brettern verschlagenen Fenstern. An einer Schnur hing eine 25-Watt-Birne. Dank ihres intimen Leuchtens waren deutlich die kubistischen Muster zu erkennen, welche sich durch die strömenden Rauchwolken aus der „Kanone“ auf den einst weißen Wänden abzeichneten.

„Bitte, wo ist das Klo?“, fragte Nuni. „Nicht draußen, wie gewöhnlich; nein, wir haben eine Inntoilette, die man durch den Haupteingang von der Straße aus erreichen kann.“, fügte Frau Bartsch stolz hinzu und zog aus ihrer Schürze eine Kerze hervor. Mit ihr wies sie den Weg und öffnete eine knarrende Tür, die in einen dunklen Korridor führte. „Hier haben wir keinen Stromanschluss; seit unser Sohn im Krieg ist und das Geschäft geschlossen bleibt, sparen wir mit Elektrizität.“ Am Ende des Korridors stieg eine morsche Holztreppe ohne Geländer bis in den Dachboden. Die Kerze wurde durch die Puste der erschöpften Frau Bartsch gelöscht. Nuni stolperte über verschiedene Hindernisse, denen sie unter ihren Füßen begegnete, und fiel auf etwas Weiches. Die Kerze flammte wieder auf, und Nuni saß auf einem Strohhaufen zwischen zahllosen leeren Pappkartons. Ungeschickt stand sie auf, um das bewusste Örtchen zu finden. So leicht war dies aber gar nicht, weil sich der Dachboden über das ganze Haus erstreckte. Links bemerkte Nuni eine Tür und wollte sie sogleich öffnen, doch Frau Bartsch erklärte ihr, es sei eine Kammer, die sie auch einmal gerne im Sommer vermieten würde. Die Suche ging weiter, alle mussten ihre Köpfe immer mehr einziehen, denn das Dach wurde schiefer und schiefer. Im Kerzenlicht war dann ein Türchen zu erkennen, oder besser gesagt, eine Bretterwand, die mit einer Schnur geöffnet werden musste. Frau Bartsch blies die Kerze aus. Sie griff die Schnur, das Brett sprang auf, und ein flatterndes Lebewesen glitt über Nunis Stirn und flog in den dunklen Dachboden hinein. „Es ist nur eine Taube, erschrecken Sie nicht!“, beruhigte Frau Bartsch Nunica. Nun wurde auch klar, warum Frau Bartsch die Kerze gelöscht hatte: Das Klo verfügte über natürliches Licht, das von dem kleinen, schiefen, unverglasten Dachfenster direkt auf die jeweiligen Pos strahlte. „So also erreicht man die Inntoilette.“, seufzte Nuni - falls man sie noch erreichte.

Die komfortable Wasserpumpe hingegen stand leicht zugänglich im Hof direkt neben Nunis zukünftigem Wohnsitz und lud direkt zu Kneipp-Kuren ein. „Die Miete für all das beträgt nur zwanzig Mark monatlich. Eier und Gemüse verkaufe ich Ihnen auch gerne.“, meinte Frau Bartsch.

„Wir kommen in ungefähr drei Stunden. Hätten Sie die Freundlichkeit, das Zimmer ein wenig aufzuräumen, da hier ja lange Zeit niemand gewohnt hat.“, bat Nuni ihre Vermieterin höflich.

Eine weiße Tischdecke und lustige Feldblumen, die Frau Bartsch auf den scharlachroten Tisch gelegt hatte, verwandelten das Zimmer in Optimismus. Aber aufgeräumt war es nicht. Mit der Reinigung verbrachten Nunica und Willy die halbe Nacht. Das Licht war so schwach, dass die vielen Spinnen und ihre Gewebe nur mühsam zu beseitigen waren. Hingegen stand der Eisenofen am nächsten Tag „in seiner ganzen Pracht“ zu Nunicas Verfügung. Es fiel ihr schwer, ihn in Betrieb zu nehmen, so dass Frau Bartsch ihr dabei immer helfen musste. Nuni war es nicht gewöhnt, mit Spänen, Petroleum, Holzscheiten und Koks zu hantieren. Doch auch die kleine Kochfläche auf dieser „Kanone“ bereitete ihr Komplikationen, denn zwei Töpfe zur gleichen Zeit konnte sie nicht erwärmen. Und wie bewahrt man die Kartoffeln heiß, wenn die Graupensuppe kocht, fragte sich Nuni. Auch dieses Malheur wurde von Frau Bartsch gelöst - „Die gekochten Kartoffeln werden in Zeitungspapier eingewickelt, in ein Frottéhandtuch gepackt, das Ganze dann ins Bett, unter die dicke graue Decke gelegt - so warten Sie dann auf Ihren lieben Mann, bis er aus der Schule kommt ...“ „Schrecklich“, meinte Nunica, „jede einzelne Kartoffel in Papier einzupacken - noch dazu Zeitungspapier, ist doch furchtbar umständlich und außerdem unhygienisch.“ „Aber nicht doch - der ganze Kochtopf wird verpackt.“, murrte Nunis Hausbesitzerin.

Nach fünfundvierzig Minuten Fußweg kam Willy müde und hungrig zum Mittag nach Hause. „Es riecht ja wunderbar, aber was kracht so auf dem Boden unter meinen Füßen? Hast Du etwas zerschlagen?“ „Es ist nur der Sand, den man aus dem Hof hereinbringt. Zweimal habe ich schon ohne Erfolg aufgewischt.“, klagte Nunica.

Die Kalamitäten begannen: der Sand knirschte unter den Füßen, klirrte unter den Möbeln, schmeckte in der Graupensuppe und kitzelte sie im Bett. Willy legte einen feuchten Lappen vor die Türschwelle, um das Übel an

den Füßen gründlich abstreifen zu können. Dabei entstand der perfekte Charleston-Tanz, wenn sie in die Stube traten. Doch nichts half - der Sand befand sich ständig auf dem steinernen Boden und entwickelte vielfältige Klänge, die von der Qualität der Schuhsohlen abhingen. Holzlatschen zum Beispiel brachten grelle und schrille Dissonanzen barbarischer Musik hervor, Gummisohlen hingegen klangen lieblicher, jedoch pessimistisch. Da Ledersohlen nur für Soldaten auf Bezugsscheinen zu erhalten waren, konnten sie deren Musikalität nicht feststellen. Nuni und Willy wurden immer verzweifelter, ihr Sand-Syndrom verfolgte die beiden wie eine Fata Morgana, denn fast alle Organe litten darunter, die Zunge, die Nasenlöcher, die Kopfhaut, die Speiseröhre, die Augen etc. etc.

Sie spuckten, niesten, husteten, kratzten sich und blinzelten mit den Augen. Es kam soweit, dass sich diese nervösen Ticks nicht nur in ihrer „Prachtwohnung“, sondern auch auf der Straße zeigten, bei Freunden, und, was noch peinlicher war, bei Kino-, Theater- und Konzertbesuchen. Eines Tages endlich bat Willy mehrere deutsche Experten seiner Schule, dieses Geräuschphänomen zu überprüfen und zu erklären. Alle kamen sie, um zu helfen. Der Musiklehrer war besonders interessiert, da die entstandenen Sandsohlentöne und -tonarten ihn zu aphonier, zeitgenössischer, „entarteter“ Musik inspirierten. Auch Mathematiker und Physiker traten mit Kenneraugen in die laute Stube ein und fanden sogleich die Ursache heraus: Der Sand drang durch die porösen Wände, durch Tür- und Fensterritzen erbarmungslos ein; dagegen könne man nichts tun, als das Haus abzureißen.

So verließen die beiden Sandbestreuten, Nuni und Willy, mit Wehmut, ohne Ziel und Hoffnung, die grauasphaltierte Landstraße mit dem grauen, alleinstehenden Haus, dem grauen, eingesunkenen Drahtzaun, dem graugewordenen Spitz und dem ergrauten Leben der Frau Bartsch.

Erst nach weiteren acht Wochen Hotel-Leben fanden Nuni und Willy einen menschenwürdigeren braunlackierten Holzfußboden unten ihren Beinen; dieser lag am anderen Ende der Stadt bei einer Frau Modler und war mit einem weichen Teppich ausgelegt. Um diesen zu erreichen, musste man drei Stufen in den Souterrain hinuntersteigen. Außer dem Fußboden besaß das Zimmer zwei Betten, ein Canapé, Tisch, Waschtisch, einen Kachelofen und einen penetranten, feuchten Schimmelgeruch. Frau Modler entschuldigte diesen mit der Begründung, sie habe nicht jeden Tag lüften

können. Da die Fenster nur in Form kleiner Oberlichter existierten, konnte man sie nur mit Hilfe eines Stuhls oder einer Leiter erreichen. „Sie werden sich schon daran gewöhnen“, meinte Frau Modler. „An was gewöhnen? An das Heraufkraxeln oder an den Geruch?“, fügte Nuni hinzu. In der Küche stand ein großer eiserner Herd mit Backofen und „allen Schikanen“. „Ich gestatte Ihnen, hier zu kochen. Platz für uns beide ist ja reichlich da.“ Frau Modler fuhr fort. „Es ist nur eine Notlösung für mich, diese improvisierte Wohnung. Seit ich meinen Mann verlor, habe ich unsere Dreizimmerwohnung in der Stadt aufgegeben und mich hierher zurückgezogen. Dieser Bau diente vor dem Krieg als Stall und gehörte zum zweistöckigen Haus von nebenan. Im anderen Zimmer habe ich eine Kaninchenzucht - und jeden Sonntag guten Braten.“ Die Kaninchen als Nachbarn zu haben, schien Nunica wunderbar. Aber Sonntag sie zu verzehren, unmenschlich... „Am liebsten würde ich doch wieder ins Hotel ziehen.“, meinte Willy. „Wenn ich nicht wüsste, aus was für einem Haus zu stammst, könnte ich denken, dass Du nie den geringsten Comfort kennengelernt hast.“ „Verzeih' bitte, aber ich habe Dich lieb und möchte für Dich auch etwas tun. Im Hotel gibt es dazu keine Gelegenheit, und mein Essen schmeckt Dir doch viel besser als das in der Gaststätte. Darauf bin ich stolz und das macht mich glücklich“, entgegnete Nunica.

Für Willy begann eine schwere Zeit. In seiner Oberschule lehrte man weder Latein noch griechisch, und so beauftragte man ihn, Deutsch, Geschichte und Turnen zu unterrichten, obwohl er diese Fächer nie studiert hatte. Nunica half ihm jeden Nachmittag bei den schwierigen Vorbereitungen. Er bekam Fachbücher, und beide „büffelten“ nun wie richtige Schüler. Dann prüften sie ihre Kenntnisse, und es entstand ein regelrechter Wettbewerb zwischen ihnen. Von deutscher Geschichte hatte Nuni nur wenig Ahnung. Es amüsierten sie aber die vielen Fürsten und Herzöge aus den früheren 365 Kleinstaaten, die sie auf diese Weise kennenlernte. Sie gingen auch zweimal wöchentlich ins Kino, und der Sonntag war für Besuche reserviert. Ziemlich rasch fanden sie Freunde unter den Lehrern und fühlten sich wohl. Von noch größerer Bedeutung aber war die Annäherung an die Eltern der Schüler, die ein Lebensmittelgeschäft, eine Bäckerei oder Fleischerei besaßen. Dort bekam Nuni unter dem Ladentisch neben der Normzuteilung fast immer markenfremden Nachschub. So spürte sie die Lebensmittelnot nicht so sehr, und die Jochtöpfe befanden sich im vollen Einsatz. Woran sich Nuni aber nicht gewöhnte, waren die halben, schwer

erreichbaren Fenster. Nicht nur wegen ihrer komplizierten Handhabung, sondern es störte sie auch die neue Perspektive: Die vorbeilaufenden Menschen waren halbiert. Nuni bekam sie nur vom Nabel abwärts zu Gesicht. Kleine halbe Bäuche, große halbe Bäuche, halbe werdende Mütter oder Spreizbeine, halbe Herrenhosen, halbe Damenfaltenröcke, ganze schwarze Schuhe, Einkaufstaschen, Kartoffelnetze, Regenschirme, ganze oder dreiviertelgroße Kinder, ganze Hunde und ganze Katzen.

Etwas peinliches erlebte Nuni eines Tages, als sie vom Einkaufen nach Hause zurückkehrte. Sie befand sich vor dem großen zweistöckigen Haus, als ihr eine Dame entgegentrat und sie auf folgende Art und Weise ansprach: „Hören Sie mal. Sie wohnen nun schon drei Wochen hier, sind Rumänin und grüßen mich nicht. Sie wissen garnicht, wer vor Ihnen steht. Ich bin sechsunddreißig Jahre alt, habe dem Führer sechs Kinder geschenkt und mein Achtzehnjähriger hatte schon das Glück, für ihn auf dem Feld der Ehre zu fallen. Und sie, junges Ding, grüßen mich nicht, haben keine Kinder, und wie ich merke, auch nicht die Absicht, welche in die Welt zu setzen. Täglich spazieren Sie nur mit Ihrem Mann herum.“ „Verzeihung, gnädige Frau...“, und schon wurde die eingeschüchterte Nuni unterbrochen. „Es gibt im Dritten Reich keine ‘gnädige Frau’. Mein Name ist Frank. Mein Mann ist unabkömmlich, weil er einen hohen Posten bekleidet. Er ist Oberbezugsscheininspektor im Rathaus. Das wollte ich Ihnen noch mitteilen. Und wir wohnen hier in diesem feinen Haus, wo nur bessere Leute wohnen dürfen.“ Ihr schmales Gesicht wurde durch das aufgestiegene Blut breiter und ihre kleinen braunen, ungekämmten Löckchen, die Nuni an rumänische Kohlrouladen erinnerten, bewegten sich nach jedem geschrienen Wort wellenmäßig auf ihrem Kopf. Dann ließ Nuni ihre Blicke auf die Unterpartie der Frau Ober-Bezugsscheininspektorin gleiten, um sie aus ihrem Oberlichtfenster identifizieren zu können. „Es tut mir aber so leid, dass Sie auf mich böse sind. Ich hätte da aber eine Frage an Sie. Ist Ihr Mann Ober-Unterwäsche-Bezugsscheininspektor oder Ober-Bettwäsche-Bezugsscheininspektor“, fragte Nuni, da ihr Bestand an Damenschlupfern kläglich aussah. „Gehen Sie mal selbst ins Rathaus. Sein Name ist überall angeschlagen, und Sie werden Auskunft erhalten.“ Mit diesen Worten verabschiedete sich Frau Frank, verschwand im ihrem hochherrschaftlichen Haus und ließ die Umsiedlerin unaufgeklärt stehen. Von nun an grüßte Nuni in neuem Fliederlila oder in himmelblauen

Schlüpferchen, die sie von Herrn Frank mit seinen Bezugsscheinen erhalten hatte, alle Fußgänger, denen sie auf der Straße begegnete.

Czernowitz 1943

Czernowitz war inzwischen durch deutsch-rumänische Truppen 1941 zurückerobert worden und wie ein Spielball wieder den Rumänen zugefallen.

Das menschenleere weiße Haus empfing mit dem noch lebenden Hozu die heimkehrende Familie. Dabei gab er auf dem grünen Teppich im Salon vor Freude und Aufregung seine unschuldige, gute Seele auf. Lilly rutschte aus, stürzte und brach sich dabei das Handgelenk. Poussi war unterdessen wohl sicher in einem sowjetischen Magen gelandet, Nachbar Zoref, der gute Freund von Nunica, war als „Kapitalist“ beschimpft und nach Sibirien deportiert worden. Reicherer Juden war seinerzeit die Flucht nach Rumänien, Palästina oder den USA geglückt, da sie sich bei den Sowjets freikaufen konnten. Ein sowjetischer General hatte das Jahr über im weißen Haus der Familie Dimitrovici gewohnt, den Rosenpark, den wilden Garten und den Komfort genossen. Bobbys Zimmer hatte als Büro gedient. An den Wänden hingen strategische Karten und in seiner Bibliothek befanden sich außer dem „Kapital“ und aktuellen Geschichtsbüchern wertvolle russische Belletristik, die Bobby schon lesen konnte. Besonders begeisterte ihn die Lehre von Karl Marx, die ihn, zum Entsetzen seiner Eltern, in einen überzeugten Anhänger seiner Ideen verwandelten. Polizeiliche Hausdurchsuchungen belästigten die Familie öfters. Das gefundene marxistische Material in Bobbys Zimmer wurde von Silviu zu seiner Verteidigung zu „Dokumentationsmaterial“ erklärt, und so wurden Bobby diese Bücher nicht weggenommen und er bleibt vor Schlimmeren verschont.

Der Schulunterricht hingegen langweilte Bobby, und er absolvierte die zehnte und elfte Klasse in einem Jahr. Schrecklich verstimmt fand Lilly ihre beiden Flügel vor. Sie war aber glücklich, dass sie überhaupt noch in ihrem runden Zimmer standen. Oft konnte sie ihre Lieblinge nicht mehr betasten; der gebrochene Arm machte ihr zu schaffen. Drei neue Mitglieder hatten den Haushalt vergrößert. Marusia, die Köchin, ihre Tochter Sofica, die als Stubenmädchen eingestellt war, und Rolfi, ein weißer Spitz. Er hatte vor der russischen Besetzung einem Mieter gehört, der spurlos verschwunden war. Der Hund hatte die Familie Dimitrovici jedoch sofort wiedererkannt und sich diplomatisch ins Haus eingeschmuggelt. Sein drolliges Aussehen versetzte alle in Staunen und Lachen - eine Parodie der Natur - drei ungleichmäßige Punkte verzierten seinen Kopf: ein großes Auge, ein kleines Auge und eine viereckige, schwarze Schnauze wurden von

zwei weißen, abstehenden Ohren überwacht. Sofort hofierte er auch Lilly und gewann ihr Herz. Sie richtete ihm sein Lager in ihrem Bett unter dem Plumeau am Fußende ein. Die widrigen Kriegsumstände wie Kälte und Hunger hatten bei ihm ihre Spuren hinterlassen: eine schwache Blase. Jede Nacht musste er gegen drei Uhr austreten. Vorsichtig schlich er zu Lilly und berührte ihre schlafende Nase mit seiner feuchten Schnauze. „Silviu, sei bitte so lieb, Rolfi muss in den Hof.“, weckte sie ihren Mann. „Zum Teufel mit diesem Köter! Jede Nacht dasselbe Theater!“, murmelte Silviu, trottete dann durch das Schlafzimmer, das Speisezimmer und den langen Korridor in die kalte Veranda und ließ Rolfi hinaus. „Bleib bitte, bis er fertig ist. damit er nicht gleich wieder zu mir ins warme Bett kommt!“, rief Lilly ihm noch nach. Rolfis schwache Blasenmuskulatur ließ aber lange auf sich warten, und die Entleerungsprozedur verzögerte sich erheblich. Silviu begann zu frieren und kehrte wütend ins Bett zurück. Nach ungefähr dreißig Minuten begann Rolfi zu bellen. „Lass ihn doch bitte hinein“, bat Lilly, „es ist doch so kalt und er kann sich eine Lungenentzündung holen. Silviu aber verspürte nicht das geringste Interesse am Gesundheitszustand von Rolfi und begann zu schnarchen. Rolfi wurde ungeduldig. Er lief zur zweiten Veranda, genau an das Fenster, hinter dem sich sein gutes Frauchen befand und begann zu heulen... so stark zu heulen, dass die Nachbarn erwachten. Silviu sprang aus den Federn, überquerte das Schlafzimmer, das Speisezimmer, den langen Korridor, die kalte Veranda, öffnete die Tür und empfing den Störenfried mit einem Fußtritt in den Allerwertesten. Weinend sprang das arme Tier auf Lillys Bett, flehte um ihr Verständnis und suchte ihre Körperwärme. „Schau Lilica, auf die Dauer kann ich das nicht mehr ertragen. Rolfi ist ein Hund, aber ich nur ein Generaldirektor, der früh ins Büro muss.“

Die Stadt verblasste, das lebhaftes Völkercolorit erlosch. Zwar zogen Rumänen aus dem Süden des Landes neu hinzu, die das verlassene Erbe in Besitz nahmen und sich dem Handel widmeten. Ihnen fehlten jedoch die kommerziellen Erfahrungen, die diplomatische Art, ihre Ware anzubieten, Künste, die die jüdischen Bewohner so gut beherrscht hatten. Die meisten Juden hatte man in Arbeitslager nach Transnistrien deportiert, andere suchten Schutz bei angesehenen rumänischen Familien, die für die armen Verfolgten garantierten, und so nahmen auch Silviu und Lilly sechs jüdische Familien unter ihr Protektorat.

Fritz, der junge Bruder von Willy, musste sein junges Leben dreißig Kilometer vor Moskau lassen. „Wieder ein Opfer für diesen grausamen Krieg!“, dachte Nuni, und fühlte sich glücklich, dass sie wenigstens Willy davor schützen konnte. Er aber zeigte Nervosität, die sich täglich steigerte und im Verbrauch von bis zu 60 Zigaretten am Tage deutlich wurde. Absurde Zänke entstanden. Immer kreisten sie um dasselbe Thema: Die Verspätung. Nuni wurde Willys Blitzableiter. Vor jedem Kino-, Theater- oder Freundesbesuch posierte Willy in Angreiferstellung vor Nuni, die sich zum Weggehen vorbereitete, „Mutti“, begann er, „wir werden deinetwegen verspäten. Du stehst viel zu lange vor dem Spiegel. Du schminkst Dich, puderst und kämmst Dich zu langsam. Du bist träge...“. Seine Stimme steigerte sich, und zum Schluss entglitten ihm immer wieder dieselben Worte: „Du bist ja leider keine hundertprozentiger Deutsche. Deine rumänische, schludrige Art kannst Du leider nicht verbergen.“ „Beruhige Dich, lieber Vati“, begann Nuni, „Du hast ja in allem recht. Aber sag' mir bitte - haben wir uns schon einmal meinetwegen verspätet? Wir leben seit mehr als einem Jahr zusammen und sind überall pünktlich erschienen, oder?“ „Das ist wahr. Hätte ich Dir aber nicht ständig diese Skandäle gemacht, hätten wir uns verspätet.“ „Lass bitte das 'hätten' und schaue den Tatsachen ins Gesicht“, antwortete Nuni. Willy begann zu zittern, seine Zigarette fiel aus der Hand und er musste sich setzen. Mit ihren Händen strich Nuni sanft über seinen Kopf und bat ihn um Verzeihung. Er beruhigte sich, schaute Nuni verwundert an, und dann gingen sie beide aus dem Haus. Wenn sie abends heimkehrten, begann Willy zu weinen. „Mutti, ich bin ja so kaputt. Ich kann mich nicht mehr beherrschen, und Du, Du bist mir gegenüber so groß, so verständnisvoll. Wie habe ich Dich bloß verdient? Du verstehst mich, ich beleidige Dich, und Du bittest mich auch noch Verzeihung.“ „Ja“, entgegnete Nuni, „ich kann Dich verstehen. Verständnis ist ein großes Gebot. Du hast viel durchgemacht, bist mit anderen Erwartungen hierher gekommen, wurdest enttäuscht, musst täglich so viel dazulernen hast mir zuliebe die erste Zeit in eine Bruchbude gehaust, bevor wie in diesen komfortablen Stall mit Kaninchen als Nachbarn umziehen konnten und hast Deinen lieben und einzigen Bruder verloren. Wie soll ich das alles nicht verstehen? Wir müssen aber zu einem Arzt. Vielleicht verschreibt er Dir etwas zur Beruhigung.“ Willy nahm diesen Rat aber nicht an. Seine Nervenzusammenbrüche entwickelten sich katastrophal. Heroisch ertrug Nuni diesen qualvollen Zustand. Der Zankapfel blieb immer: Die Verspätung - die aber nie eintraf. Abends noch Reue und Versöhnung, begann am

nächsten Tag alles von vorn... Manchmal spielte sie mit dem Gedanken, sich scheiden zu lassen. Aber recht bald war ihr klar, dass ihr nervenkranker Willy nie eine verständnisvollere Frau als sie bekommen würde. An Ihr eigenes Glück wollte daran nicht denken.

In den Schulferien verreisten beide meistens zu Nunis Tante Erna nach Wien. Bei ihr verbarg Willy seine ausgeprägte persönliche Note, und Nuni konnte Theater, Konzerte und Operaufführungen ohne das gewohnte familiäre Prelude genießen. Einmal fuhren sie für eine Woche von Wien aus zu den Festspielen nach Salzburg und wurden dort mit Freikarten versorgt. Die Wohltäterin war Nunis Tante väterlicherseits, die berühmte rumänische Kammersängerin Viorica Ursuleac, die mit dem Dirigenten Clemens Kraus verheiratet war. Wenn beide vor dem Salzburger Festspielhaus aus ihrem Wagen stiegen, sie in ihrem Hermelinmantel, er im Frack, schwarzer Pelerine und schwarzem Zylinder, und beide Nuni in ihre Arme schlossen, erweckten sie die Aufmerksamkeit der Passanten. Nuni durfte mit Tante Viorica in die Garderobe und sah ihr beim Umziehen und Schminken zu. Es stand „Arabella“ von Richard Strauss auf dem Programm, Viorica Ursuleac sang „Arabella“ und ihr Mann dirigierte. Auf der Wand der Garderobe fiel Nunica ein großes Bild von Adolf Hitler auf. Darunter stand: „In großer Bewunderung unserer deutschen Kammersängerin Ihr Adolf Hitler“. Viorica Ursuleac war in der Bukowina (Rumänien) in einem Kloster zur Welt gekommen, in dem ihr Vater als orthodoxer Priester fungierte. Sie sang dort im Kirchenchor, als Clemens Kraus sie dort entdeckt, sich in sie und ihre wunderbare Sopranstimme verliebt, sie nach Wien mitgenommen und dort zur Kammersängerin ausgebildet hatte.

Beinahe eingebürgert

Erholt und um viele Eindrücke reicher kehrten Nuni und Willy nach Cosel zurück. Der Alltag schlich sich mit seinen banalen Schulsorgen, Nervenexplosionen, Sondermeldungen und verschiedenen Propagandalügen wieder in das Leben der beiden ein. So teilte man Nuni eines Tages brieflich mit, dass ihrer Einbürgerung nichts mehr im Wege stehe, Sie sei einer reichsdeutschen Frau ebenbürtig, und ihre fünfzigprozentige rumänische Abstammung sei durch ihr Verhalten und ihre Lebensweise verdeutscht worden. Der Bürgermeister lud sie ein, um ihr die Einbürgerungsurkunde zu überreichen. Erstaunt las sie das Verdikt und dachte an seine mögliche Folgen - Willys Einberufung in den Krieg. wie nur konnte sie ihn davor bewahren, retten und am Leben erhalten? Eine geniale Idee begleitete sie auf dem Weg ins Rathaus. Stolz ließ sie sich im Büro des Bürgermeisters in einem Fauteuille nieder, als er sie empfing und den Willkommensgruß aussprach. Nuni begann aber. „Danke für die außergewöhnliche Ehre, die mir das Dritte Reich zuteil werden lassen möchte.“ Sie bedauerte aber, dass sie diese nicht annehmen könne. „Meine rumänischen Gefühle übertreffen die deutschen. Das wurde mir hier in den zwei Jahren klar.“ Der Herr Bürgermeister erblasste. Im ernstesten Tonfall antwortete er. „Es tut mir sehr leid, Frau Niefer, aber Sie müssen sich entscheiden: Hier bleiben und deutsche Staatsbürgerin werden oder in ihre alte Heimat zurückkehren.“ „Ich werde über diese neue Situation mit meinem Mann sprechen und Ihnen Bescheid geben.“ „Aber bitte bald“, fügte der Bürgermeister noch hinzu. Als Nunica seinerzeit Rumänien verlassen hatte, hatte sie auch ihre rumänische Staatsangehörigkeit abgelegt. Dadurch entstanden neue Probleme. Würde Rumänien sie mit ihrem Willy als reumütige Doppelmenschen aufnehmen? Nunica war sich darüber im klaren, dass sie selbst nun sofort nach Czernowitz fahren müsse, um sich an Ort und Stelle darüber zu informieren, denn brieflich konnte man diese prekären Fragen nicht erledigen. So ging sie zur Polizei und bat um ein Visum. „Ein Visum? Worauf?“, fragte sie der Polizeibeamte, „Sie besitzen keinen Pass, sind weder rumänische noch deutsche Staatsbürgerin.“ Einige Wochen später entschloss sich Nunica nach Oppeln zur Gestapo zu fahren. Sie kannte wohl ihre drakonischen Gesetze, vor denen sie jedoch nicht zurückschreckte und ersuchte direkt um einen Termin direkt beim Chef dieser Institution. Der Weg zu ihm erschien Nuni lang und verzwickelt. In Begleitung einer uniformierten Gestalt stieg sie einige Treppen hinunter in einen vernebelten

Flur. Über unzählige labyrinthische Ecken gelangen beide zu einem Fahrstuhl, der sie in die zweite Etage brachte und vor vielen geschlossenen Türen stehenließ. Nach einigen weiteren Zickzack-Wegen erreichten sie endlich die ledergepolsterte Doppeltür des Gestapo-Leiters. Von der Helligkeit des Zimmers geblendet, konnte Nunica nur schwer den kleinen, runden Mann wahrnehmen, der bei ihrem Erscheinen von seinem Bürosessel aufstand. Seine leuchtende Glatze und sein dickes, gutrasiertes Gesicht mit Doppelkinn spiegelten sich in der blanken Glastischplatte seines Büros, sodass Nuni den Eindruck gewann, vor einem Gestapochef mit zwei Köpfen zu stehen. So fand sie nur mit einiger Mühe seine Hand zur Begrüßung. „Höflichst ersuche ich Sie um ein Visum nach Rumänien, obwohl ich keinen Pass besitze. Meine Eltern schenken mir ein Haus, und ich muss dafür eine Urkunde selbst unterschreiben. Der kleine Mann - und große Chef - hörte aufmerksam zu und schmunzelte. Endlich konnte Nuni ihn auch besser erkennen. Er war kein machiavellischer Typ, wie sie befürchtet hatte, sondern glich eher einem in Sonne gehüllten Epikureer, der sich mehr den lukullischen Genüssen hinzugeben schien. Er lächelte sie an. „Und Sie haben keinen Pass? Was mache ich bloß mit Ihnen? Ein Haus zu verlieren, wäre ja jammerschade.“ „Herr Gestapoführer“, intervenierte Nuni, „es wird doch sicher ein Möglichkeit geben. Sie müssen sie suchen. Ein so bedeutender Mann wie Sie wird auch sicher eine finden. Aus Czernowitz bringe ich Ihnen dann, was Sie möchten - Cognac, Speck, Kaviar, Schokolade.“ „Das interessiert mich nicht so sehr, das alles habe ich schon. Worauf ich aber wirklich Appetit hätte, sind Ananaserdbeeren. Gibt es die bei Ihnen?“ „Aber ja, viele, sehr viele!“, rief Nuni begeistert, „Czernowitz ist eine ausgesprochene Ananaserdbeerenstadt!“, und sah, wie sein Gesicht sich in den Sonnenstrahlen vor Freude ins ananaserdbeerenrötliche färbte. „Um diese Jahreszeit schon?“, fragte der Chef. „Aber natürlich. Rumänien liegt auf dem gleichen Breitengrad wie Italien!“, überzeugte Nunica ihn, da ihr seine geographischen Kenntnisse recht mangelhaft erschienen. „Eine Kiste voller Ananaserdbeeren wird Ihr Büro bald dekorieren und Ihrem Gaumen munden!“ Dabei machte Nuni sich Sorgen, wie man denn diesen originellen Wunsch tatsächlich erfüllen könnte, da im Mai in Czernowitz keine Erdbeeren existierten. „Ich habe eine Möglichkeit gefunden“, sagte der Gestapo-Chef, „ich geben Ihnen einen Passierschein bis zur deutsch-rumänischen Grenze. Ihren Eltern wird es sicher möglich sein, Sie von dort nach Czernowitz zu bringen.“ Mit flatterndem Herzen

kehrte Nunica nach Cosel zurück und eilte in Willys Schule, um ihm ihre Errungenschaft mitzuteilen.

Schon nach zwei Tagen trat sie die Reise an. Willy blieb allein mit seinen Gedanken und Befürchtungen. Obwohl ihm Nuni nie sein unglückliches Wesen vorgeworfen und ihn stets verstanden und liebevoll umsorgt hatte, spürte er, dass diese Ehe einmal auseinandergehen könnte, auseinandergehen müsste.

Heimkehr nach Czernowitz

Der Zug voller Soldaten führte die Jugend in den Krieg, Nuni in ihre alte Heimat. Niemand wusste, was ihn erwartete... und die Räder rollten und knarrten, so oft man sich diese Frage stellte.

Trotzdem fehlte es nicht an Enthusiasmus. Die Jungen sangen Kriegslieder, erzählten Heldenwitze und ergötzten sich an köstlichen Dingen aus ihren Provianttaschen. Man bot Nuni kleine viereckige, gefüllte Oblaten an. „So etwas habe ich noch nie gegessen. Was ist das?“, fragte sie ihre Reisebegleiter. „Konzentrierte Vitamine. die ausgezeichnet schmecken und uns neue Kräfte geben, um den Feind leichter zu besiegen.“ Nuni lachte und verschlang von jedem je ein Stück.

Ihr gegenüber saß ein Junge, der sich von den anderen unterschied. Sein ernstes Gesicht, das Melancholie ausdrückte, fiel ihr auf. Er erzählte ihr, dass er, Musikstudent in Leipzig, schon einen Bruder im Krieg verloren hatte und dass er gern Dirigent und Komponist werden würde, sofern er den Krieg überlebt. „Sie schaffen es schon, es ist ein wunderbarer Beruf“, ermutigte ihn Nuni. „Ich wünsche es mir aus ganzem Herzen. Ein kleiner Talisman, den mir meine Mutter zum Abschied gab, bringt mir hoffentlich Glück.“ Er nahm seine Briefftasche, um ihn mir zu zeigen. Er fehlte. Der Unglückliche konnte seine Nervosität nicht verbergen. Seine schmalen, zittrigen Hände begannen, in allen Taschen der Uniform zu suchen. Auch seinen Koffer durchstöberte er. Erfolglos. Die „Kameraden“ verspotteten ihn, ohne Mitleid, ohne Mitgefühl.

Blass und erschöpft sank er auf die Holzbank zurück und starrte aus dem Fenster, den fliegenden weißen Wolken nach. Tief beeindruckt, spürte Nuni, dass sie ihm helfen müsse. „Es ist heiß hier“, meinte sie, „würden Sie bitte so nett sein und mir im Gang das Fenster öffnen?“ Er folgte ihr hinaus und tat, wie gebeten. Nuni bedankte sich, nahm seine Hand und schob ihren Ring auf seinen kleinen Finger. „Ich habe ihn von meiner Oma, die mich sehr lieb hatte. Nun wird er Ihnen Glück bringen und Sie vor allem Bösen beschützen.“

Die Wolken zogen schneller, rissen auf, und ein Fleck blauen Himmels erhellte sein trauriges Gesicht. „Und Sie, Sie bleiben jetzt ohne dieses schöne Andenken an Ihre Oma?“ „Ach, mir bleiben die Erinnerungen an sie, an

ihre Liebe, an ihre Zärtlichkeit; auch habe ich viele Gedichte von ihr, die für mich viel wertvoller sind als der Ring.“

Beide kehrten ins Abteil zurück. Es wurde stiller, und Nuni spürte, dass auch hier - auch hier - das Denken anfang.

In Polen (Wartheland) stiegen alle Soldaten aus, um mit einem anderen Zug weiter nach Russland zu fahren.

Nuni schlief ein und erwachte gegen acht Uhr abends an einer Grenze. Die Lokomotive puffte noch, als vor ihr schon ein junger deutscher Grenzzoffizier stand und ihren Pass verlangte. Verwundert nahm er den Passierschein an sich und forderte Nuni auf, auszusteigen.

„Sind wir an der rumänischen Grenze oder an der deutschen?“, fragte sie ihn, noch verschlafen. „Meine Dame, wir befinden uns an der deutschen Grenze.“ „Ich möchte aber zur rumänischen, ich muss meine Eltern in Czernowitz besuchen. Bitte lassen Sie mich weiterfahren.“ „Leider wird das nicht möglich sein. Sie müssen über Nacht hierbleiben, dafür bitte ich um Ihr Verständnis. Morgen werde ich mich genau über Ihre Eltern informieren, und wenn alles klappt, dürfen Sie sie besuchen. Wir befinden uns im Krieg, und es gibt viele Spione... man kann nicht vorsichtig genug sein.“

Schon griff er Nunis Koffer, gab ihr seinen Arm und half ihr aus dem Abteil. Sie war die einzige Reisende, die aussteigen musste. Der fast leere Zug fuhr weiter.

Der Bahnhof, nur eine strohgedeckte Holzbaracke, diente als Wartesaal. Schalter, Zollabfertigung und Bahnhofsvorsteherbüro. Nuni unterwarf sich der Staatsgewalt und trat schüchtern hinein. neben einem Tisch und einer Holzbank erblickte sie auch ein Bett - das ihr so vertraute graue Eisenbett mit einer noch graueren Decke, für sie das graue grauenhafte Kennzeichen des „Dritten Reiches“. „Also, hier werde ich schlafen...“ „Aber nein“, unterbrach sie gleich der stattliche Offizier, „das kann ich Ihnen doch nicht zumuten. Sie werden selbstverständlich bei mir übernachten, es ist doch etwas komfortabler.“ „Danke“, erwiderte Nuni, „ich vermisse den Komfort nicht im geringsten. Hier gefällt es mir und hier bleibe ich.“

Die graugrün uniformierte Gestalt verbeugte sich erst, dann erhob sie sich wie ein Truthahn in Kampfposition und stellte sich vor: „Gestatten, Leutnant Eckart. Meine Dame, Sie befinden sich unter deutschem Schutz, ich bin für Sie verantwortlich und Sie dürfen über Nacht nicht allein bleiben.“ „Wo wohnen Sie, und mit wem?“, entgegnete Nuni befangen. „Zweihundert Meter von diesem sogenannten Bahnhof entfernt habe ich ein kleines Häuschen mit einem großen Garten ganz für mich allein.“ „Das ist mir viel zu gefährlich; oft hörte ich von Partisanenüberfällen auf deutsche Offiziere, und in diesem polnisch-ukrainischen Nest gibt es sicher viele davon. Ich bleibe lieber hier, wenn auch alleine, ich habe keine Angst.“

Auch dieses Argument überzeugte den jungen Leutnant nicht und es wurde ihm auch nicht klar, dass Nuni eben vor ihm Angst hatte. „Meine Pistole und dieses Bajonett“ - beide zog er jetzt aus seiner Hosentasche - „werden uns vor allem schützen.“ Er nahm Nuni an der Hand, und beide gingen der Dunkelheit entgegen. Mit einer Taschenlampe wies er ihr den katzenkopfgeplasterten Weg, und bald erreichten sie das Haus, weit entfernt vom Dorf. Eine verrostete, feuchte Türklinke, eine modrige, knirschende Holztür hießen sie in die kleine Veranda eintreten. Leutnant Eckart verließ Nuni für einen Augenblick. Mit einer Petroleumlampe kehrte er zurück, um auch den Rest der Gemäcker zu beleuchten und Nuni ihr Nachtsyl vorzustellen. In der Rauchwolke der flammenden Lampe erblicke sie ein kleines Zimmer mit zwei Betten und vielen bunten, handgewebten Wandbehängen und Teppichen. „Das ist Ihre Schafstätte - nicht die allergünstigste, aber doch besser als die in der kleinen Bahnhofsbude, und ich werde Sie aus meinem anderen Zimmer nebenan behüten.“

Ein Stein fiel Nuni vom Herzen; sie musste das Zimmer nicht mit Leutnant Eckart teilen. Er brachte ihr eine Waschschüssel, eine Wasserkanne, einen Petroleumkocher zum Wasserwärmen, und neben die Tür stellte er diskret einen Eimer für eventuelle menschliche Entleerungsbedürfnisse. „Ja, mit den Toiletten ist es hier auf dem Land etwas kompliziert; natürlich gibt es eine hinter dem Haus. Wenn Sie sie aufsuchen wollen, lasse ich Ihnen meine Taschenlampe hier.“ „Danke für Ihre freundliche Sorge.“ Nuni nahm seine Lampe.

Das bewusste Örtchen erreichte sie aber nicht; der Weg durch ein Maisfeld war ihr zu lang, und so hockte sie sich im Dunkeln zwischen die Maiskolben, sprang aber schreiend vor Schmerz sogleich wieder auf. Ein spitzer

Fremdkörper stak in ihrem Po. Leutnant Eckart eilte sofort zu Hilfe - mit Bajonett und Pistole. „Kein Partisan. Ich glaube, mich hat eine Distel gestochen, es tut sehr weh“, murmelte Nuni verschrocken. Sie betastete den „Tatort“ und stellte mit Entsetzen fest, dass das „Corpus delicti“ tief in ihrer Pobacke saß.

„Er muss entfernt werden. Schaffen Sie das allein?“, erkundigte sich der Leutnant. „Meine Nägel sind zu kurz. Würden Sie es versuchen, vielleicht mit einer Pincette?“, bat ihn Nuni. „Leider besitze ich keine, aber heraus werden wir ihn schon kriegen!“, antwortete er stolz. Nunica verlor in diesem Augenblick jede Scham, ihre Ängste gingen soweit, dass sie sich schon mit Blutvergiftung, Lungenembolie und Herzinfarkt sah. Der Leutnant bereitete zwei Petroleumlampen, eine Nagelschere statt Pincette, Franzbranntwein und ein Pflaster vor. Nuni stellte ihm ihre verletzte Intimsphäre auf dem improvisierten Operationstisch zur Schau. Geschickt und fast schmerzlos entfernte der gute Leutnant den Stachel, erwärmte dann noch schnell das Wasser zum Zähneputzen und schenkte Nuni eine besonders gute Schweinsborsten-Zahnbürste mit Etui. Gegen elf Uhr am nächste Tag werde er sie mit einem sanften Klopfen ans Fenster wecken, versprach er ihr. Der Zug nach Czernowitz sollte dann mittags um 12.30 Uhr abfahren.

Einer guten Nachtruhe stand nun nichts mehr im Wege - außer psychoanalytischen Befürchtungen, die Nunis Phantasie zermürbten: sie allein mit dem Leutnant, und weit und breit keine deutsche, rumänische oder Partisanen-Seele? Ab und zu hörte man von Weitem Hundegebell aus dem Dorf, und die kleinen Kerzen in den Häusern erloschen auch allmählich.

Ob ihr die vielen Vitaminschnitten, die sie während der Fahrt verschlungen hatte, die Kraft verleihen würden, eventuelle deutsch-erotische Grenzversuche abzuwehren? Sie verlangte vom Leutnant den Zimmerschlüssel, um sich, wie sie meinte, vor den Partisanen zu schützen. Der lachte hell auf und wies auf die wacklige, morsche Tür, die wohl noch nie einen Schlüssel gesehen hatte; dann verabschiedete er sich förmlich, verließ Nuni und ihr Zimmer.

Die Nacht wurde zur Hölle. Der Leutnant schlief fest und hatte nicht die geringste Absicht, seinen Adonis-Charme und seine Liebeskunst Nuni zu erweisen. Aber sie wurde von vielen anderen Lebewesen aufgesucht und

vernascht - so musste sie die ganze Nacht die Betten wechseln, um den Tierchen - genannt Wanzen - zu entfliehen. Erst am Morgen schlief sie ein und erwachte plangemäß durch das sanfte Fensterklopfen.

Schnell machte sie sich zurecht und lief zum Bahnhof. Leutnant Eckart begrüßte sie strahlend: „Es hat alles geklappt. Ihre ehrenvollen Eltern erwarten Sie mit Freude, Der Zug fährt in fünfzehn Minuten ab.“

„Ich möchte mich bei Ihnen für Ihre Hilfe bedanken; wieviel bin ich Ihnen schuldig?“ „Natürlich gar nichts“, erwiderte der Leutnant, „es war doch meine Pflicht - und außerdem auch mein Vergnügen, Sie kennengelernt zu haben.“

Auf dem Tisch stand eine Blechdose mit der Aufschrift „WHW“ („Winterhilfswerk“), in die Nuni fünf Mark hineinwerfen wollte. „Es ist doch viel zu viel, eine Mark genügt vollkommen“, meinte der Leutnant. „Nur eine Mark für eine Übernachtung und einen perfekten chirurgischen Eingriff scheint mir doch wenig.“ Dann gab sie ihm die Hand und stieg fröhlich in den Zug.

Hier konnte sie sich endlich auf das Wiedersehen mit ihrer Familie nach dreijähriger Abwesenheit freuen. In Gedanken versunken schaute sie aus dem Fenster. Der Zug wurde langsamer. Nuni stand auf und bemerkte, dass sie über eine Brücke rollten. In krampfhafter Haltung starrte sie ein kleiner rumänische Soldat in Khaki-Uniform an. Seine bis zu den Knien geschnürten Opanken und sein Mordinstrument, ein Gewehr mit verrostetem Bajonett, das er krampfhaft an seine rechte Schulter presste, löste bei Nunica Mitleid aus. Der kleine rumänische Bauer - er hatte sicher einen Hof, seine Berge, seine Schäflein, seine Panflöte verlassen, seine farbenfrohe Folkloretracht abgelegt - steht nun hier an der Brücke Wache. Seine lebhaften, schwarzen Augen aber konnte Herzenswärme, Gastfreundschaft und Frohsinn nicht verbergen.

Endlich hielt der Zug auf rumänischem Boden, in dem Grenzdörfchen Gregore Ghica Voda. „Doamna Dimitrovici, Doamna Dimitrovici, Frau Niefer, Frau Dimi... Niefer!“, erklag der Ruf einer Männerstimme, die sich längs des eingefahrenen Zuges zum Echo wiederholte. Es war die Stimme eines rumänischen Grenzoffiziers, der sich wie ein Komet auf Nuni stürzte, als sie auch hier als einzige Reisende aus dem Zug stieg. „Ihre Eltern,

Ihre Eltern... sind Sie Frau Niefer, Sie verstehen, die Tochter des Generaldirektors Doktor Dimitrovici? Ihre Eltern baten mich, Ihnen auszurichten, dass sie erst abends hier sein können.“ „Erst abends? Warum so spät?“, fragte Nunica ihn erstaunt. „Kommen Sie mit. Sie müssen essen, viel essen. Das ist der einzige Wunsch Ihrer Eltern.“ Nuni begab sich in seine Obhut, und beide gingen ins Bahnhofsrestaurant. Dort standen nicht mehr als drei, vier Tische. Die Theke hingegen bot Schinkenbrötchen, Käse, Kaviar, Heringe, panierte Schnitzel, Oliven, Tomaten, Cremeschnitten, verschiedene Torten, Kekse, Obst und Getränke. Nuni betrachtete die Auslage andachtsvoller als einst ihre Ikonen der Heiligen Jungfrau. Das vollgespickte Buffet bot ihr langersehntes Brot an. Nuni fragte bescheiden, ob man all' die Delikatessen kaufen kann - markenfrei kaufen kann. Sie wurde von mehreren rumänischen Offizieren, die an den Tischen gesessen hatten, umzingelt. Jeder von ihnen hielt etwas von diesen Köstlichkeiten lachend in den Händen. „Alles dürfen Sie markenfrei verzehren! Bis zum Abend reicht Ihnen die Zeit dafür voll aus!“ Die drei Tische wurden zusammengeschoben, und ein Kellner brachte auf einem riesigen Tablett das raffinierte kulinarische Angebot. Auch die Conversation in Rumänisch machte Nuni Spaß, und wie üblich begannen die Witze, nachdem sich jeder der Offiziere bei ihr vorgestellt hatte. Mit vollem Munde eilte Nunica zum Telefon, als man ihr das Gespräch mit Czernowitz ankündigte. „Willkommen, meine Nuni. Bist Du etwa schwanger?“, ertönte zitternd Lillys Stimme. „Ganz im Gegenteil!“, rief Nuni energisch, „ich denke garnicht daran! Aber warum seid Ihr nicht hier?“ „Gottseidank“, erwiderte Lilly, „ich vermutete schon in meinen Ängsten, Du bist hierher gekommen, damit wir Dir in diesen schweren Stunden beistehen.“, sagte Lilly erleichtert, „Wir haben schon die ganze Zeit mit Bukarest telefoniert, um vom Innenministerium eine Einreisegenehmigung für Dich zu erhalten, damit Du doch ein paar Tage zuhause verbringen kannst. Wenn alles klappt, holen wir Dich am Abend ab. Bis dahin iss bitte alles, was Du siehst, Du armes Kind.“ Und Nuni aß und aß, bis sie von einem der Offiziere unterbrochen wurde. „Meine Dame, Sie staunen so über das Essen und haben einen solch guten Appetit. Gibt es denn in Deutschland keine Lebensmittel?“ „Nicht gerade alles“, antwortete Nuni, „dort besitzen sie Panzer, Kartoffeln, Flugzeuge, Kraut, Zahn- und Stiefelbürsten, Autobahnen, den Führer, Lebensmittelkarten, Sondermeldungen, aber keine Schinken, keine Schokolade und keinen rumänischen Humor.“ Dann aß sie weiter und beobachtete die ungewöhnliche Bahnhofsatmosphäre. Es war ein stiller Bahnhof.

Außer dem einzigen Personenzug, der, kaum besetzt, nur einmal täglich verkehrte, rasten nur selten einmal Güterzüge vorbei. Die Landstraße aber bot einen anderen Eindruck. Viele vollbeladene, von Ochsen gezogene Heukarren wirbelten den Staub der ungepflasterten Straße in weißen Wolken auf. Durch die offenen Fenster der gemütlichen Bahnhofsstube ließen sie sich wie feiner Puderzucker auf Cremetorten und belegten Brötchen nieder. Das kulturelle Leben hingegen spross aus allen Fugen. Abends versammelten sich hier die Persönlichkeiten der Umgebung. Der orthodoxe Pfarrer kam mit seinen zum Segensgruß ausgestreckten Händen; den deutschen „Endsieg“ überließ er Gottes Fügung und prostete Nunica ergebenst eine „Zuica“ nach der anderen zu. Der Dorflehrer war mit erhobenen Finger erschienen und feierte begeistert die allerletzte „Sondermeldung“ mit; anschließend bestellte er beim Kellner eine blaugesottene Forelle, die aber zu dessen Bedauern an diesem Tage gerade fehlte. Der Polizist mit seiner kleinen Lederpeitsche schließlich kündigte einige Unruhen der Partisanen an der Grenze an; er werde aber sofort für Ordnung sorgen - und der Knoblauchgeruch aus seinem Mund erinnerte Nuni immer wieder daran, dass sie sich auf dem Boden ihrer alten Heimat befand. Auch ein Bauer hatte sich demütig in die Bahnhofskneipe geschlichen und klagte über die Dürre und über die schlechte Ernte, kippte einen kleinen „Korn“, zahlte und ging, vielleicht, um weiter auf seinem Feld zu arbeiten. Emsig bewirtete der Kellner seine Gäste, lauschte ihren Gesprächen und überlegte sich, wem er wohl ein paar Schnäpse zusätzlich auf die Rechnung schreiben könnte. Autohupen auf der Landstraße! Nuni wusste, dass jetzt ihre Familie angekommen war, um sie abzuholen. Sofort sprang sie vom Tisch auf und fiel ihren Eltern in die Arme. Eine große, stattliche Figur stand etwas abseits. In der Dämmerung trafen sich ihre Augen. Diese großen, braunen, ausdrucksvollen Augen, die sie seit drei Jahren nicht mehr gesehen hatte und gleich mit Freuden erkannte. „Bist Du es wirklich? Ich kann es kaum glauben! Ein Phänomen!“ Bobby umarmte sie, sie sah ihn nocheinmal prüfend an. Aus einem fünfzehnjährigen Jungen war ein 1,85 Meter großer Herr geworden, im grauen Anzug, mit leuchtender Krawatte! Respektvoll küsste nun auch Daniel, der Chauffeur, Nunis Hand, mit der Bemerkung, sie sehe gut aus, garnicht so verhungert, wie man es befürchtet hatte, und schließlich stiegen alle zufrieden in den Wagen.

Czernowitz kam Nuni fremd vor. Zuhause hingegen fand sie sich fort ein, obwohl ihr gleich aufgefallen war, dass die schönen, echten Teppiche und

ein Teil der Möbel fehlte. Wie üblich, konnte sie täglich baden; „Junge gnädige Frau“, so betitelte sie Marusja, die neue ukrainische Haushälterin, „das Bad ist bereit! Und nachher schnell noch zehn Minuten ins Bett“, rief sie ihrer neuen jungen „Herrin“ zu.

Am Nachmittag empfing sie die vielen Beamten ihres Vaters, die ihr einen formalen Begrüßungsbesuch abstatteten und große Konfektschachteln mitbrachten. Die Abende verbrachte man mit langen Gesprächen. Nuni trug dabei ihre Sorgen und Befürchtungen vor. Lilly und Silviu waren gleich mit der Rückkehr von Willy und Nuni einverstanden und schlugen ihr vor, in Czernowitz zu bleiben, bis sie auch für Willy eine rumänische Einreisegenehmigung erwirkt haben würden. Auf diesen Vorschlag mochte Nuni nicht eingehen, wollte sie doch Willy nicht in einer solch unsicheren Situation lassen, die seine Nerven mehr und mehr zermürben würden. „Ich bleibe zehn Tage bei Euch. Falls die Genehmigung für Willy in dieser Zeit erteilt werden sollte, schicke ich sie ihm. Wenn nicht, muss ich nach Deutschland zurück, um dort gemeinsam mit ihm auf die Papiere zu warten.“ Von ihrer Ehe und ihren Problemen hatte Nuni niemandem berichtet, sonst wäre ihre Entscheidung, zurückzufahren, für ihre Lieben noch verständlicher geworden. Nunica aber wollte Willy vor dem grausamen Krieg retten, dies war ihr einziger Wunsch.

Die Einreiseerlaubnis für Willy wurde in den zehn Tagen nicht erteilt, und als sie nach zwei Wochen nach Deutschland zurückfuhr, reichte sie am deutschen Grenzbahnhof ihrem „Chirurgen“, Leutnant Eckart, zum Dank eine Flasche Cognac aus dem Abteilfenster - und eine Pincette.

Zwischenbemerkung

Mit der Episode endete dieser autobiographische Roman.

Genunea Musculus, meine liebe innigstgeliebte Frau, konnte dieses Werk leider nicht mehr vollenden. Sie hat aber noch einige weitere autobiographische Erzählungen verfasst, die nach unserer gemeinsamen Planung in den Roman einbezogen werden sollten. Diese Erzählungen, im Gegensatz zu den bisherigen Roman-Episoden in der Erzählerperspektive verfasst und nicht mehr, wie geplant, umgearbeitet und formal in den Roman eingepasst, folgen nun.

Zuvor noch einige biographische Anmerkungen: Noch 1943 wurde Willibald Niefer die Einreiseerlaubnis nach Rumänien erteilt; Nunica und er verließen Deutschland und lebten noch etwa ein Jahr in dem (von Deutschland und Rumänien 1941 zurückeroberten) Czernowitz. Vor der erneuten sowjetrussischen Besetzung 1944 flohen Nunica und Willy samt Familien Richtung Süden in den bei Rumänien verbliebenen südlichen Teil der Bukowina (hier spielt die Episode „Meine Daunendecke“). Die Ehe mit Willibald Niefer wurde 1948 geschieden. Die Familie Dimitrovici zog weiter Richtung Süden, nach Bukarest, wo Genunea Vater eine Anstellung gefunden hatte (in Bukarest der frühen 50er-Jahre spielen die beiden Episoden „Die Geschichte der Minna Tennenhaus“ und „Nana“). 1966 kam Genunea erstmals nach Ost-Berlin, wo sie Heinz Musculus kennenlernte - schön und plastisch erzählt in der Episode „Der Zufall - Mein Glück“. 1967 heirateten beide und lebten bis 1975 in Ost-Berlin (hier spielen die Episoden „Ad absurdum“, „Peter und seine Folgen“, „Der Koffer“, „Der Gast“ und „Concessionen“).

Die genannten autobiographischen Episoden folgen hier nun; sie stehen aber auch auf unseren entsprechenden Internetseiten als normale Text und im PDF-Format zum Lesen und Ausdrucken zur Verfügung.

(Eberhard Musculus)

Meine Daunendecke

Januar 1945. Die Daunendecke presste ich an meine Brust, gab Willy die Hand und ging entschlossen, ganz fest entschlossen zur Haustür.

„Du wirst es bereuen. Du handelst im Affekt. Man weiß doch garnicht, ob man uns beide später nicht sowieso trennt, und das sibirische Klima ist auch nicht gerade Dein Fall“, meinte Willy und versuchte, mich von meinem schrecklichen Entschluss abzubringen.

Auch die beiden Milizionäre schlossen sich der Diskussion an und lasen mir den Haftbefehl erneut vor, der ausschließlich für meinen Mann galt. „Sie, Frau Niefer, sind Rumänin. Sie müssen hierbleiben. Wenn Sie aber unbedingt Ihrem Mann folgen wollen, können wir Sie nicht daran hindern - obwohl es uns schwer fallen würde, Sie gehen zu lassen.“ Auch von ihnen ließ ich mich nicht überzeugen. Die entsetzliche Ungerechtigkeit, die man Willy antun wollte - ihn wegen seiner deutschen Herkunft nach Russland zu deportieren - empörte mich so sehr, dass ich in diesem Augenblick nur eines empfand: an seiner Seite zu sein, ihm beizustehen. Natürlich erschrak ich bei dem Gedanken an die sibirischen Kälte, aber meine Daunendecke wird mich sicher vor ihr schützen! Wir verließen die Wohnung.

Außer der frischen Nachtluft, die uns umwehte, umzingelten uns vier weitere Milizionäre, die mit erhobenen Gewehren vor dem Haus gewartet hatten. Schweigend gingen wir durch die dunkle Straße zum Bahnhof. Der Wartesaal war schon überfüllt - ich hatte garnicht gewusst, dass Curtea de Argeş, so hieß das kleine Städtchen, so viele Delinquenten besaß, die als „Volksdeutsche“ bezeichnet wurden.

Man führte uns in den Bahnhofskeller, wo noch einige Stehplätze frei waren. „Hier müsst Ihr bis morgen früh bleiben!“, dröhnte eine Männerstimme, die die eiserne Kellertür geräuschvoll zuschlug. Die bedrückenden Stille zwischen den vielen Menschen ließ unsere Gedanken und Befürchtungen um die trübe Petroleumlampe schwirren. Wir sahen sie alle an - ein Schimmer, ein Lichtblick, der einzige vor unserer Deportation.

Auf einer Holzkiste fand ich noch einen kleinen Platz. Meine Daunendecke legte ich vor mich auf den Boden, Willy kniete sich auf sie und stützte

sich an meinen Beinen. Die Schlaflosigkeit der wachenden Menschen knirschte aus allen Ecken, und der Geruch der kleinen Petroleumlampe narkotisierte unseren fast erloschenen Geist. Wir taumelten in den Morgen hinein.

Der Milizionär öffnete die Eisentür, trat mit einem großen Papierbogen ein und verlas die Namen der wartenden Deutschen. „Niefer, Willibald!“, ertönte seine Stimme, „Sie sind als Oberschullehrer am Militärlyzeum tätig. Für Sie gilt diese Maßnahme nicht. Sie können mit Ihrer Frau nach Hause gehen.“

Ich presste die Daunendecke an meine Brust, gab Willy die Hand, und wir gingen durch den Wintersonnenschein den Weg zu unserer Wohnung zurück. „Nuni“, schrie Willy aufgeregt, „wie konntest Du nur so einen Entschluss fassen?! Warst Du Dir nicht bewusst, was Dir geblüht hätte? Und dass wir beschlossen haben, uns scheiden zu lassen, hast Du wohl auch vergessen.“ Er begann zu zittern und die Tränen entspannten seinen verkrampften Gesichtsausdruck. „Beruhige Dich doch bitte, es ist ja alles vorbei, wir haben Glück gehabt - und scheiden lassen wir uns erst, wenn der Krieg beendet und Deine Situation gesichert ist“, ermutigte ich ihn und streichelte seinen Kopf.

Am nächsten Tag gingen wir triumphierend ins Militärlyzeum. Mit einem großen Rosenstrauch wurden wir in der byzantinischen Halle des Gebäudes von Willys Schülern und Kollegen empfangen. Alle atmeten erleichtert auf.

Eine Charakteristik des sogenannten „Sozialismus“: Die Gesetze verschwinden, kaum dass sie in Kraft getreten sind. Nach nur vier Wochen klopfte es spätabends erneut an unsere Wohnungstür. Der Schulleiter, Oberstleutnant Coccojaru, stand vor uns.

„Ich muss Sie morgen früh den rumänischen Behörden übergeben, Herr Niefer. Man hat mich eben aus Bukarest angerufen. Das Gesetz hat sich geändert.“, sagte der stattliche rumänische Offizier. „Noch heute Nacht müssen Sie verschwinden! Machen Sie sich aber keine Sorgen. Was ich mit Ihnen vorhabe, ist zwar ziemlich gewagt, aber Sie an dieses Gesindel auszuliefern, wäre verantwortungslos und menschenunwürdig und würde mich mein Leben lang belasten. Ich werde Sie bei mir im Lyzeum ver-

stecken, oben im Dachboden. Keiner wird auf die Idee kommen, Sie dort zu suchen.“

Vergeblich fragten die Milizionäre am nächsten Morgen nach meinem Mann. Niemand wusste, wo er war - damit mussten sich die Uniformierten zufriedengeben.

In aller Ruhe, gut genährt und kultiviert, konnte Willy in seiner kleinen Dachkammer weiterleben. Nachts brachte ich ihm feine kulinarische Spezialitäten und Bücher, um sein intellektuelles Niveau zu erhalten und zu fördern. Trotzdem blieb er seiner Überzeugung treu, dass der deutsche „Endsieg“ durch die „V-Waffen“ gesichert sei. Natürlich teilte keiner seiner Kollegen diese Meinung; sie waren aber alle froh, Willy in Sicherheit zu wissen. Die Schüler aber fragten mich täglich, wo ihr geliebter Lehrer Niefer sei, ob es ihm gut gehe und wann er wieder zurückkommen würde.

Die Zeit verging relativ schnell, und ich wurde mir nicht bewusst, dass ich schon an die zwei Monate meine geheimnisvollen Besuche bei Willy abstattete.

Eines Abends klopfte es erneut an meine Tür. Ein optimistisches Klopfen. Mehrere jugendliche Stimmen baten mich, zu öffnen. Drei Schüler brachten mir eine gute Botschaft: „Frau Niefer, wir haben ihn gefunden, unseren Lehrer, er ist auf dem Dachboden in der Schule versteckt!“ „Das ist nicht möglich“, erwiderte ich erschrocken, „habt Ihr ihn denn gesehen?“ „Gesehen nicht, aber seine Stimme gehört - wir spielten und wollten den Boden erkunden. Plötzlich hörten wir Geräusche und versuchten, die Tür aufzubrechen. Die Stimme von Herrn Niefer klang flehend: 'Lasst die Türe bitte zu und verschwindet'.“

Willy musste nun endgültig fort. Curtea de Arges, das kleine Städtchen, besaß nur eine einzige, aber kilometerlange Straße, die vom Militärlyzeum zum Bahnhof führte - auf dem nur ein einziger Zug täglich, gegen Mittag, hielt. Pompilius, ein Kollege von Willy, verschaffte ihm noch in derselben Nacht falsche Papiere auf den Namen Radu Izvor und eine Bauerntracht - lange weiße Wollhosen, ein buntgesticktes Hemd und eine Schafspelzmütze, die seine Ohren und Augen fast verdeckte. Unter die Nase klebte ihm Pompilius einen blonden Bart. Und in die Hand gab er ihm einen strohgeflochtenen Korb mit Eiern.

Gegen Mittag ging Willy lässig auf der einen Straßenseite, ich folgte ihm auf der anderen. Plötzlich trat ein Milizionär auf Willy zu, flüsterte ihm etwas in die Schafspelzmütze, schlug ihm auf die Schulter - und setzte seinen Weg fort. Vor Schreck war mein Herz fast stehengeblieben.

Endlich erreichten wir den Bahnhof und stiegen in den Zug nach Bukarest. „Was hat Dir der Polizist zugeflüstert?“, fragte ich Willy leise. „Gute Fahrt und viel Glück. Der liebe Gott möge Sie beschützen, Herr Oberschullehrer.“

In Bukarest angelangt, erblickte Willy in der Menschenmenge am Bahnhof seinen Schulkollegen David Schieber. „Ich muss ihn begrüßen, den guten armen David!“, sagte er zu mir und eilte ihm entgegen. „Schon in der Volksschule wurde er von den antisemitischen Schülern verspottet und mit Steinen beworfen. Ich beschützte ihn und begleitete ihn täglich nach Hause.“ Nur mit Mühe konnten wir uns durch die Menschen hindurchdrängeln zu David, der uns nicht gesehen hatte. „David, mein Freund!“, rief Willy und umarmte ihn. „Nach so vielen Jahren, welch glücklicher Zufall Dich wieder zu sehen!“ „Lass mich los“, wehrte sich David, „Du wagst mich zu umarmen, Du Nazischwein?! Wieso bist Du eigentlich frei und nicht nach Russland deportiert worden?“ Er zerrie Willy zur Bahnhofspolizei. Verzweifelt und ratlos wälzte der Polizist verschiedene Gesetzbücher. „Leider kann ich diesen Mann nicht verhaften. Es besteht noch keine neue Anordnung, entkommene Deutsche hinter Schloss und Riegel zu bringen. zeigen Sie mir aber einmal Ihre Papiere.“, forderte der Bahnhofspolizist. „Radu Izvor“, las er laut... „Radu Izvor?“, rief David freudig erregt, „falscher Name, falsche Papiere - er heißt Willibald Niefer, und ich hoffe, dass solche Verbrecher verhaftet werden können!“ „Ja“, meinte der Polizist, „die Sache sieht jetzt natürlich anders aus.“ Mit einer Eisenkette umklammerte er Willys Hände und hielt ihn fest.

Ich nahm meine Daunendecke, presste sie fest an meine Brust und ging zu meinen Bruder Bobby. Gleich in der Nähe des Bahnhofs hauste er in einem Studentenzimmer.

Nirgends fand ich Arbeit. Die großen Betriebe waren verstaatlicht und durften mich mit meinem deutschen Namen nicht einstellen. Die Besitzer der kleinen Privatunternehmen deuteten mir an, sie würden am Tage gern mit mir als Sekretärin vorlieb nehmen; die Abende aber sollte ich für sie

freihalten, um mir ihre charmanten kleinen Zweitwohnungen vorführen zu lassen... Solche Angebote verlockten mich nicht. Weiter aber half mir eine Annonce in der Zeitung:

Suche gebildete junge Dame aus gutem Hause mit deutschen und französischen Sprachkenntnissen für meine vierjährige Tochter.

Frau Popescu, 25 Jahre alt, die Mutter der kleinen Pachi, war Besitzerin eines kleinen Schuhgeschäfts; 12 Zimmer, zwei Baderäume und im Souterrain eine kleine, dunkle, schäbige Küche mit Köchin Zenobia und Stubenmädchen Hortensia waren das Inventar der Prachtvilla, in der Frau Popescu allein mit ihrem Sprössling wohnte. Die Einrichtung der Zimmer, ein Wirrwarr von Biedermeier, Rokoko und modernen Möbeln, füllte die vielen Räume. Gheorghe, der Chauffeur, holte seine Herrin und Pachi täglich ab, um sie im offenen Wagen in den belebten Straßen von Bukarest vorzuführen. Spärlich nickte das rotgefärbte Lockenköpfchen von Frau Popescu den vielen Passanten zu, die sie voller Bewunderung grüßten. Pachi langweilte sich und schrie bei diesen Fahrten wie am Spieß.

Frau Popescu empfing mich freundlich. „Sie gefallen mir, und wenn Sie meine Wünsche erfüllen, werden Sie hier ein schönes Zuhause finden. Sie erhalten monatlich 300 Lei, schlafen mit Pachi im weißen Kinderzimmer, und jeden Sonntagnachmittag sind Sie drei Stunden frei, um Ihre Familie zu besuchen. Ihr Tagesablauf sieht folgendermaßen aus: Um neun Uhr wird aufgestanden und gebadet. Pachi pflegt nicht wie andere Kinder zu frühstücken, sie trinkt täglich hausgemachten Himbeersaft, dann isst sie verschiedene Konfitüren und dazu Schokoladenbonbons. Ich vertraue Dir meine Schlüssel der Speisekammer an, in der sich alle diese Delikatessen befinden. Pachi muss man jeden Wunsch erfüllen, denn ihr Vater hat in Stalingrad sein Leben gelassen.“ Dass Frau Popescu mich plötzlich mit Du ansprach, wunderte mich nicht; sie glaubte, mir den vermeintlichen Klassenunterschied zwischen ihr und mir verdeutlichen zu müssen. „Nach dem Frühstück gehst Du mit Pachi in den Park spazieren und bringst ihr spielend deutsch und französisch bei. Gegen 13.00 Uhr serviert Zenobia das Mittagessen. Nachmittags wiegst Du die Kleine in Deinen Armen in den Schlaf - und vergiss nie, an Stalingrad zu denken!“ „Wie schwer ist Pachi?“, fragte ich erschrocken. „Sie wiegt 18 Kilo, eine Bagatelle für Dich.“, antwortete meine Chefin. Die Frühmorgentherapie mit Schokolade

und Konfitüren lösten bei Pachi ständig Durchfall aus. Ich hingegen labte mich an den Süßigkeiten redlich, wurde immer runder - Pachi hingegen, die Bagatelle, immer spitzer und leichter. Auch die Mittagessen konnte Pachi wegen ihrer Magenverstimmungen nicht genießen. Ich dachte an Stalingrad, setzte sie aufs Nachttöpfchen und verschlang allein die Köstlichkeiten. Was mich aber sehr schockierte, waren die Menues: für die Herrschaften, Frau Popescu und Pachi, das Beste von Besten. Kraut und Kartoffeleintöpfe täglich für das Hauspersonal. Ich musste in der Küche im Keller mit Zenobia und Hortensia speisen. Ihre Gesellschaft störte mich nicht im geringsten, so manche Lebensweisheiten habe ich von ihnen mitbekommen. Mein Klassenkampf wurde mir immer bewusster; leider konnte ich ihn nur durch meine Gefräßigkeit austragen. In Wut aß ich fast alle Konfitüregläser leer und hoffte, Frau Popescu auf diese Art und Weise zu ruinieren.

Willy durfte ich jeden Sonntag im Gefängnis besuchen. Ihn erfreuten meine Pakete mit Lebensmitteln und Zigaretten von meinen ersten verdienten Geld.

Drei Monate später wurde Willy im Rahmen einer politischen Amnestie aus der Haft entlassen. Bei der Verabschiedung sagte Herr Soculescu, der Gefängnisdirektor, im Vertrauen zu Willy: „Herr Niefer, als Oberschullehrer haben Sie keine Chancen zu arbeiten. Möchten Sie in dieser schweren Zeit nicht zu mir aufs Gut, nicht weit von Bukarest entfernt, als Verwalter tätig sein? Ich weiß, Deutsche sind fleißig, ehrlich und zuverlässig; ich werde Sie in meinen Verwaltungsbüchern als einen Verwandten von mir eintragen, und der Erlös wird zwischen meinem Bruder, Ihnen und mir gerecht verteilt.“

Die Schweine, Kühe, Bauern, Pferde und die penetrant gute Landluft gewährten Willy und mir ihre Gastfreundschaft. Deprimiert aber empfing Willy am 9. Mai 1945 die Nachricht von der Niederlage seines „Führers“... mir hingegen raubten die vielen Flöhe meine Nachtruhe und ich flüchtete zerbissen und zerkratzt zu meinem Bruder Bobby nach Bukarest zurück.

Bis 1948 verwaltete Willy samt Flöhen mit gutem Ergebnis das Gut.

Die marxistische Lehre breitete sich immer weiter aus. Die mit ihr verbundene Befreiung von Büchern, Zeitung, Lebensmitteln, Reisen, Ausbeutern und Intellektuellen trat in Kraft. Willy wurde erneut verhaftet, da er als Miteigentümer des Gutes als „Ausbeuter“ fungierte. Den rumänischen Behörden musste ich nun beweisen, dass Willy nicht mit Herrn Soculescu verwandt war. Unterdessen genoss er im Kerker die Gesellschaft vieler interessanter Menschen: seinen ehemaligen Gefängnisdirektor und Brotgeber Herrn Soculescu mit seinem Bruder, Kapitalisten, Professoren, Richter, Anwälte, jüdische Börsenmakler und Geschäftsinhaber, Generäle, Pfarrer, Rabbiner, patriotische Studenten etc. etc.

Endlich befreit, zog Willy in die Bukowina um, in den Norden Rumäniens, zu seinem Vater. Nachdem ich erfahren hatte, dass dort seine Existenz als Bankangestellter gesichert war, ließen wir uns scheiden.

Als Sekretärin durfte ich im Bauunternehmen, in dem mein Vater einst Generaldirektor war, arbeiten. Zehn Jahre vergingen...

Wegen seiner politischen Auffassungen wurde mein Bruder Bobby zu 15 Jahren Haft verurteilt. In meiner Verzweiflung informierte ich Willy brieflich über diese Tragödie. Er antwortete mir: „Liebe Nuni, seit neun Jahren bin ich ein treues Mitglied der rumänischen kommunistischen Partei. Dass man deinen Bruder festgenommen hat, finde ich gerecht - Elemente, die gegen die Ideologie des kommunistischen Staates sind, dürfen nicht zwischen uns leben. Schreibe mir bitte nicht mehr; Du kompromittierst mich.“

Ich begann zu zittern, nahm meine Daunendecke und presste sie fest an meine Brust.

Die Geschichte der Minna Tennenhaus

Bukarest, Rumänien, 1960. Sie stand immer bereit, die offene Tasche, und lauerte auf das Alarmklingeln des Telefons. „Bauchkrämpfe, Übelkeiten - bitte kommen Sie sofort, Herr Doktor“, flüsterte demütig eine matte Frauenstimme. Vorsichtig schob Doktor Isidor Tennenhaus sein Bücherregal von der Wand, holte aus dem Versteck die nötigen Schweizer Medikamente hervor, packte sie in die wartende Tasche und rief ein Taxi, um seine Patientin aufzusuchen. Ohne Erfolg, es gab um diese Zeit keine freien Wagen. Auf der Straße würde er schon einen finden, dachte der gute Doktor und verließ sogleich seine Wohnung. Besetzt rasten die Autos an ihm vorbei. Im Fluge gelang es ihm jedoch, einen flatternden Mantelzipfel aus einem vorbeifahrenden Bus zu erwischen; wie ein Seiltänzer sprang er auf das Trittbrett der offenen Autobustür, auf dem sich noch andere fünf oder sechs Fahrgäste befanden, schlängelte sich mit seinen Beinen zwischen weiblichen und männlichen Waden und hoffte so, bald sein Ziel zu erreichen.

Eine turbulente Arbeitsnacht hatte er schon hinter sich. Zwei unerfahrene „Jungfrauen“ musste er auf seinem gynäkologischen Tisch von ihrer Liebesfrucht befreien - und das nach Mitternacht, damit die gütigen Nachbarn nicht die Polizei benachrichtigten.

Immer hilfsbereit und voll menschlichem Verständnis, versuchte Isidor, die drastischen sozialistischen Gesetze in seinem und seiner Patienten Interesse wie ein Sophist zu verdrehen. Verbotene westliche Medikamente, die er geschickt über Beziehungen beschaffte, linderten so manches Menschenleid... Nach der wagemutigen Fahrt auf dem Trittbrett erreichte er schließlich, wie durch ein Wunder unversehrt, das Haus der Unglücklichen. Die junge Frau öffnete ihm die Tür, brach aber gleich aus Schwäche vor ihm nieder. Die geschickte Magendurchspülung und seine Tabletten beruhigten die Patientin und retteten ihr Leben. „Wie soll ich Ihnen bloß danken, lieber Herr Doktor? Es war mir doch so elend. Ich sah schon den Tod vor Augen, und meine Schwester ist gerade verweist.“ „Was hatten Sie eigentlich gegessen oder eingenommen?“, fragte der Arzt. „Nichts, außer zwei Kopfschmerzpillen, und gegessen hatte ich auch nur, was wir beide selbst zubereiteten“, beruhigte sie ihn.

Doktor Tennenhaus wollte sogleich wieder gehen. Er wollte noch andere Patienten besuchen. „Bitte bedienen Sie sich doch noch von dem guten Kirschkuchen, den meine Schwester vor ihrer Abreise für mich gebacken hat, er schmeckt vorzüglich.“ Schnell verschlang Isidor ein Stück, nahm sein Honorar, seine Tasche und zog von dannen.

Nach einigen Minuten aber fiel er vor Schmerzen auf der Straße um. Ein Krankenwagen brachte ihn ins Hospital. Man stellte eine Arsenvergiftung fest. Die Magendurchspülung half leider nicht, denn durch seine Bewegung beim Gehen hatte sich das Gift im ganzen Körper verteilt. Qualvoll erlag er nach wenigen Stunden im Alter von nur 30 Jahren.

...

Und so blieb seine Mutter, Minna Tennenhaus, allein in ihrem Schmerz, allein mit ihren Sorgen. Sie versuchte das Leben auf ihre Art und Weise zu meistern und gewöhnte sich an das Ungewöhnliche, an die Umwertung der Werte in der neuen Gesellschaftsordnung. Auch staunte sie nicht mehr über das ungerechte Gerichtsverfahren. Genosse Popescu, ein angesehener Funktionär des Zentralkomitees der KP, suchte außer einem marxistischen Erfahrungsaustausch auch die dialektisch-erotischen Vertiefungen beider Schwestern. Wie ein Gruppensex-Avantgardist perfektionierte er mit ihnen seine proletarische Moral. Leider verfügte die eine der beiden Schwestern nicht über ein so hohes Niveau und versuchte, diese Bigamie zu beenden. Mit viel Liebe und Arsen backte sie den Kirschkuchen für ihre Nebenbuhlerin, um endlich allein, ganz allein ihren Genossen Popescu genießen zu dürfen. Dank dessen Position und politischen Einfluss wurde die sentimentale Alchemistin für psychisch gestört erklärt, nach nur vierwöchiger sanfter Behandlung in einer Nervenklinik als gesund entlassen und freigesprochen ... und das Leben ging trotz alledem weiter.

Nun wurde Minna Tennenhaus gezwungen, das Zimmer ihres Sohnes dem Wohnungsamt abzutreten. Sie musste mit viel Mühe einen Teil seiner Möbel in ihrem Schlafzimmer unterbringen...

Ohne Einkommen geblieben, versuchte sie auf verschiedenen Wegen, ihre Not zu lindern.

Sie teilte ihr Boudoir, um eine Hälfte an zwei Studentinnen zu vermieten. Als Trennwand stellte sie einige Schränke quer durch das Zimmer; dabei

musste sie aus Platzmangel einen der Schränke als Eingangstür herrichten. Wollten die Studenten ihren Wohnraum betreten, mussten sie durch die Schranktür in den Schrank hineinsteigen und dann durch die Hinterwand, in die Frau Tennenhaus fachgemäß eine Öffnung hineingesägt hatte, bequem in ihre Zimmerhälfte treten. Das Mobiliar der neu entstandenen Studentenstube erschöpfte sich in zwei Betten, zwei Stühlen und einem Tisch.

Ihre eigene Zimmerhälfte sah ungefähr so aus: In der Ecke links eine Nähmaschine und ein Bügeleisen. Der gynäkologische Tisch war zu Einbauküche und Esstisch verwandelt, er besaß einen Petroleumkocher, eine Babywaage und einen rotbraunen Karton mit Lebensmitteln. Als Schlafstätte hatte sich Minna Tennenhaus vor dem Fenster zwei große Holzkisten mit einer Strohmattatze eingerichtet. Symbolisch lag daneben ihr „Badezimmer“: eine Waschschüssel mit Wasserkanne und Eimer. Aus einem spaltbreit geöffneten Spiegelschrank strömten saure Düfte aus einem versteckten Krautfass. Viele vollgestopfte Lumpensäcke, kreuz und quer über den Boden verteilt, dienten als Sitzgelegenheiten. Es war eine Parterrewohnung in einem armen Bukarester Judenviertel. Die enge Straße führte zum Markt, auf dem die vielen Rumänen, Juden, Polen, Ukrainer und Zigeuner ehrliche und unehrliche Geschäfte abwickelten. Man handelte mit Ikonen, getragenen und abgetragenen Kleidern, falschen und echten Kokotten, Goldmünzen und Teppichen. Fast jeder Passant wurde angehalten, im Flüsterton befragt, aus welcher Branche er sei und was ihn interessiere. Täglich wurde aber auch Razzien durchgeführt, die Schreien und ängstliches Umherlaufen auslösten.

Auf ihr Fenster hatte Minna Tennenhaus mehrere Annoncen geklebt:

1. Vermiete an zwei anständige Studentinnen (die keine Männer brauchen), komfortables billiges Zimmer.
2. Ändere schnell und geschmackvoll Bettwäsche, Damenkleider und Kindergarderobe.
3. Verkaufe eingelegtes gesundes Fasssauerkraut für Kohlrouladen an sozialistische Frauen.
4. Biete zu günstigen Preisen guterhaltene Damen- und Herrenoberbekleidung an.
5. Wiege auf präziser medizinischer Waage Säuglinge, Kräuter, Klamotten, Obst und alles, was Sie sonst noch haben.
6. Ihre Zukunft lese ich aus Karten, Kaffeesatz oder aus der Hand .

Minna Tennenhaus trug immer schwarz - ein schwarzes Kleid von unten, darüber zwei schwarze breite Röcke, passende schwarze Blusen und eine schwarze Schürze mit zwei großen leeren Taschen. Um ihren Hals hingen drei Schnüre mit drei verschiedenen Lederbeuteln; der eine unter der ersten Bluse bis zum Busen mit klirrenden Münzen, die an die Glocken von Tiroler Kühen erinnerten; die beiden anderen Beutel reichten unter den Rücken bis zum Bauchnabel, gefüllt mit Geldscheinen und Wertpapieren - „man kann ja nie wissen - Fliegeralarm, Erdbeben, Raubüberfall oder Hausdurchsuchung“, meinte die schwer geprüfte Frau. Ihr schwarz-ergrautes lockiges Haar wuchs unter einer schwarzen Mütze, die sie Tag und Nacht trug - ein Ausdruck ihres großen Leides. Das Ziel ihres jetzigen Lebens bestand darin, ein Denkmal auf dem Grab ihres Isidor zu errichten, ein Monument aus echtem Marmor mit vergoldeten Buchstaben:

HIER LIEGT MEIN EINZIG GELIEBTER SOHN.
MEIN WUNSCH IST ES, DASS ICH, SEINE MAME,
IHM BALD FOLGE
UND IHN MIT MEINER LIEBE
IN DER SCHWARZEN, KALTEN ERDE ERWAERME.

Dafür musste sie sich von früh bis spät abends auf dem Flohmarkt und zu Hause plagen, darüber hinaus noch Zeit finden, täglich das Grab zu besuchen und im Tempel zu beten.

Ich brachte ihr öfters meine alten Kleider zum Verkauf; jedesmal wurde das ein Erlebnis für mich. Ihr Art, ihr Jargon und ihr dramatisch-pathetisches Talent lösten bei mir erst Mitleid, dann lebhaftige Begeisterung aus.

„Guten Tag, Frau Tennenhaus. Wie geht es Ihnen, was machen Sie?“

„Was kann ich schon machen, und wie kann es mit schon gehen, meine Teire! Mein Kind, mein einzig geliebtes Kind, liegt im Grab, und ich, ich lebe.“

„Eine Tafel Schokolade habe ich Ihnen mitgebracht. Ich weiß, Sie essen wenig, und vielleicht mache Ich Ihnen damit eine kleine Freude.“

„Danke scheen, meine Teire, heit hab ich Milchnuderln gegessen, morgen werd ich Schmalznudern und ibermorgen werd ich Zimtnuderln essen.“

Und wenn ich so an ihn denke, an mein Kind, wie scheen er war, so jung, so gesund wie eine Blume, seine goldenen Lockern, seine blauen Augerln und die kleintschige Nase - niemand merkte, dass er a Jid ist. Ich wollt er soll studiern im Ausland und werden ein berihmter Mann. Erst dacht ich, in Deitschland, aber da war der verfluchte Hitler. Dann dacht ich, in Esterreich, aber da kam auch der verfluchte Hitler. Und so studierte mein Isi in Italien. Die Italiener taten den Juden nichts, und die Papiere wurden auch nicht so streng kontrolliert wie bei den Deitschen. Mit seinem italienischen Doktorat kam er stolz nach Hause, und diese Banditen, diese Kommunisten, diese Bolschewiken haben ihn getetet. Ich werde ihm aber ein Grabmal errichten, das allerscheenste aus der ganzen Welt!“

„Frau Tennenhaus, ich habe Ihnen etwas zu verkaufen mitgebracht.“

„Meine Teire, wenn ich Sie so sehe, ein so fesches und junges Weib aus einem so herrschaftlichem Hause - ich sehe noch vor mir ihre scheenen großen vier Heiser in Czernowitz auf der Franzensgasse 56a, 56b, 56c und 56d. Und Ihre Frau Mutter fuhr täglich auf einem scheenen großen Fiaker mit zwei weißen Pferden - solche schimmlige, oder wie man sagt, zwei Schimmel - und sie war so elegant! Ihre Kleider bestellte sie in Paris mit Schwänzen vorne und hinten von Füchsen, rote Schwänze, Silberschwänze, Blaufuchsschwänze, und die lange Schleppe hinten am Kleid hatte kaum Platz im Fiaker, und der Hut hatte so viele Federn! Sie sah wie eine Keenigin aus. Ihre Finger und Arme glänzten von die Brillanten... und Sie, ihre Tochter, kommen zu mir, mit einem Tichelchen am Kopf und mit einem bescheidenen Kleidchen wie ein ganz armes Mädchen. Pfui, eine Schande, diese Bolschewiken, was sie von so feine Leit gemacht haben. Jetzt leben Sie mit ihrem italienischen Guiseppe - er ist doch nicht a mal a Verdi - no, was ist er, ein armer Mathematiklehrer, der Ihnen gar nichts gibt. Wissen Sie, was Sie brauchen: a Jid; die sind gescheit am Kopf, die machen noch Geschäfte und verstehen sich zu drehen. A Jid bleibt a Jid, sie verwehnen die Frauen - heit a Goldketterl, morgen a Rubinringerl und übermorgen a Brillant.“

„Frau Tennenhaus, Sie haben vielleicht Recht, aber ich liebe den Guiseppe.“

„Was ist Liebe? Heit ist sie da, und morgen vergeht sie. Aber ein Brillant ist immer da. Den kennen Sie verstecken wo Sie wollen vor den Bolsche-

wiken, vor den Dieben. Der verlässt Sie nie, den kennen Sie gut verkaufen. Aber zeigen Sie mir, was Sie mir gebracht haben.“

„Ein Kleid, das ich nicht viel getragen habe. Bitteschön.“

„Wieviel wollen Sie dafür?“

„Neu hat es dreihundert Lei gekostet, jetzt möchte ich dafür hundert Lei.“

„Hundert Lei, meine Teire? Wer soll das bezahlen? Wie kann ich mein Monument bauen, wenn ich Ihnen für so eine alte Schmatte hundert Lei geben soll? Was soll ich dabei verdienen?“

„Gut, Frau Tennenhaus, wieviel geben Sie mir?“

„Zwanzig Lei. Weil Sie es sind, weil ich Ihre Familie kenne und weil mir leid um Sie ist.“

„Das Kleid ist doch aus echter Schurwolle. Und nur zwanzig Lei dafür?“

„Meine Teire, Wolle hin, Wolle her. Die Motten kommen gleich in den Stoff und machen eine Menge Lecher. Ich muss alles einkalkulieren. Fir die zukünftigen Lecher kann ich nicht mehr bezahlen.“

„Für zwanzig Lei kann ich mir genau zwei Tafeln Schokolade kaufen.“

„Was, sind Sie verrückt, zwei Tafeln Schokolade zu kaufen und so dick zu werden? Für zwanzig Lei kaufen Sie sich zwanzig Brezerln und essen täglich eine.“

„Also gut, einverstanden“, sagte ich.

„Maria, Maria“, schrie plötzlich Frau Tennenhaus, und eilte zum offenen Fenster.

Ich erschrak zuerst und fragte sie, wieso sie, ohne aufzublicken, plötzlich „Maria“ schreit und zum Fenster läuft.

„Jedes Bauern- oder Dienstmädel heißt doch Maria. Verzeihen Sie, ich muss doch a neues Gscheft abwickeln.“

Ein junges, verschüchtertes Mädchen namens Maria trat herein.

„Mein scheenes Kind. Ich hab aus dem Fenster bemerkt, dass Dich was bedrückt, dass Du hast a Kummer. Ich alte Babe werde Dir Deine Zukunft prophezeien und Dein Schicksal ändern. Wie willst Du die Wahrheit erfahren, aus Karten oder aus dem Kaffeersatz? Oder soll ich Dir aus der Hand lesen?“

„Aus Kaffeersatz“, bat Maria, und trank sogleich den kleinen Mokka, den Frau Tennenhaus schon vorbereitet hatte.

„Oh, meine Arme, was ich sehe, wenn ich Deine Tasse drehe. Der Gheorghe, Dein Freind, hat eine andere. Er liebt Dich nicht, und Du, Du weinst wegen Ihm Deine scheenen Augen aus.“

„Es stimmt“, sagte Maria, „aber er heißt Ionel und nicht Gheorghe.“

„Bevor er zu Dir kommt“, begann Frau Tennenhaus, „musst Du Ihm ein Süppchen mit Deinen Tränen kochen, denn Du weinst sowieso den ganzen Tag. Durch Deine Tränen, wenn er sie isst, wird er ewig mit Dir verbunden sein und Dich nie verlassen.“

„Ist das wahr“, fragte Maria, „wie kann ich Ihnen dafür danken?“

„Zehn Lei musst Du mir bezahlen und nach zehn Tagen wieder kommen; dann sage ich Dir noch mehr über Deine Zukunft.“ Maria hatte nur einen Fünfzig-Lei-Schein und wartete auf den Rest.

„Was seh ich, mein Kind“, sagte Frau Tennenhaus, „Dein Röcklein ist so verknittert. Zieh es gleich aus, ich muss es bigeln - so kannst Du doch nicht zum Markt gehen.“ Maria fügte sich. Dann bemerkte Frau Tennenhaus, dass Maria einen schmutzigen und altmodischen Unterrock trug. „Ich gebe Dir aus meinem Sack ein scheenes schwarzes Unterkleid mit schwarzer Spitze. Wenn Ionel zu Dir kommt, wird er Dich sofort bewundern.“

„Wieso?“, liebe Frau, sagte Maria, „ich empfangen ihn doch nicht im Unterrock?“

„Gescheit am Kopf musst Du sein! Das Leben ist doch ein Theater! Die Männer sind alle bled wie die Kinder. Also hör zu, was Du machst: Erst bereitest Du ihn die Suppe mit Deinen Tränen, dann effnest ihm die Tir,

hast aber ein Glas Wasser in der Hand, und unwillkürlich schittest Du das Glas Wasser auf Dein Kleiderl. 'Oh Jesus Maria', beginnst Du zu schreien, 'ich bin ja ganz nass. Ich muss mein Kleiderl ausziehen, sonst verkiehl ich mich. Aber mache bitte die Augen zu, denn ich geniere mich vor Dir'. 'Ach, das macht nichts', wird der Ionel antworten, 'am Strand sehe ich doch auch fast nackte Mädchen.' Du bleibst dann so vor ihm stehen in Deinem schwarzen Spitzenunterrock, kommst mit dem Teller Suppe zu ihm, dabei bewegst Du Deine Hüften mal links, mal rechts und verdrehst Deine Augen, wie Du nur kannst, und Deine Briste müssen wackeln wie beim Rock and Roll. Hast Du alles verstanden? Jetzt machen wir die Rechnung: Fir das Wahrsagen zehn Lei, fir das Rockbigeln zehn Lei, fir den Unterrock mit Spitze zwanzig Lei, macht schon vierzig Lei, und hier hast Du noch eine Tafel Schokolade fir zehn Lei, sind fünfzig Lei, und alles ist in Ordnung. Geh, mein Kind, der liebe Gott soll Dich segnen iberall.“

Später kam eine Frau, um Sauerkraut zu kaufen. Minna tauchte ihre Hand bis zum Ellbogen ins Fass hinein, holte einen Krautkopf heraus, legte ihn tiefend auf die Babywaage und kassierte seinen Wert. Die Tür wurde aufs Neue geöffnet. Ein schreiendes Baby in den Armen seiner Mutter wollte sein Gewicht prüfen. Nach dem Abwiegen roch sein Po etwas eigentümlich nach Sauerkraut mit frisch produzierten Säuglingsexkrementen, was jedoch weder das Baby, noch die Waage, noch seine Mutter, noch Frau Tennenhaus störte.

Einige Wochen später besuchte ich Minna Tennenhaus erneut und fand sie so vor: am Kopf trug sie wie immer ihr schwarzes Käppi, diesmal aber mit einem roten Tüchlein, und ihr Gesicht war braungebrannt. „Sie schauen so gut aus, ihr Gesicht ist so schön braun, haben Sie eine Erholungsreise gemacht?“, fragte ich.

„Ja, ich habe eine politische Reise unternommen, sagte Frau Tennenhaus. Ein kleiner Funktionär hat mir erzählt, dass die großen Kommunisten zum Schwarzen Meer gefahren sind um Kuren zu machen wegen der ultravioletten Strahlen, die so gesund sind. In der Nacht bin ich mit dem Zug gefahren und genau in der Frih mit den ultravioletten Strahlen bin ich am Meer angekommen. Die Heiser und der Strand waren abgesperrt mit einem großen Zaun. Ich begann laut zu schreien 'Es lebe der Kommunismus, es lebe Ceauşescu!'“ Der rumänische Wachbote hat mich zurückgehalten,

aber wahrscheinlich habe ich so laut geschrien, dass ein Minister mit einem dicken gebräunten Bauch auf mich zukam und mich fragte 'Was willst Du, alte Frau, von uns?'. Ich gab ihm schnell meinen Bittbrief und verschwand zufrieden. Und was glauben Sie - nach zehn Tagen habe ich die Nachricht erhalten, dass ich eine Rente rückwirkend von dem Tag bekommen werde, als mein armer Isidor starb. Sehen Sie, die Kommunisten sind auch Menschen, man muss nur verstehen, sie zu nehmen. Deswegen trage ich mein rotes Tüchlein weiter, ich bin aber im Herzen keine Kommunistin, ich liebe noch unseren gottseligen Kaiser Franz Joseph - der war a guter Mensch. Das ganze Leben ist ein Theater, meine Teire, Jetzt kann ich ein großes Denkmal fir meinen Isidor bauen.

Nach vielen Jahren, 1966, bevor ich Bukarest endgültig verlassen hatte, um Heinz zu heiraten, ging ich zu Frau Tennenhaus, um mich von ihr zu verabschieden. „Frau Tennenhaus, ich fahre nach Deutschland, wo ich heiraten werde, und will mich von Ihnen verabschieden.“

„Nach Deitschland? Welches Deitschland? Das reiche oder das arme kommunistische Deitschland?“

„Ins arme Deutschland, Frau Tennenhaus.“

„Oh, meine Teire, warum wieder ins arme Deitschland? Der liebe Gott hat Sie iberall gesegnet, nur am Kopf nicht. Aber vielleicht heiraten Sie einen reichen kommunistischen Chef?“

„Nein, mein Mann ist Kunstmaler.“

„Was, ein Maler?! Oh, Jesses Maria, Maler hin, Maler her, ein Malheur wird es bestimmt sein. Ich kisse Sie, der liebe Gott soll Ihnen Glick und Verstand geben.“

... und heute liegt sie unter dem schweren Marmormonument neben Isidor. Wir aber sollten Ihr in memoriam ein Denkmal der guten Erinnerung errichten, denn es ist eine Geschichte einer tapferen Frau. die intelligent und mit viel Phantasie die Komik und die Tragik des Lebens erkannt hat und in sich vereinte... die Geschichte der Minna Tennenhaus.

Nana – eine sexuelle Belästigung

Rumänien 1960. Ich fror und musste wegen meines großen, fast unbeheizbaren Zimmers jeden Winter zu meinem Bruder Bobby oder zu meiner Cousine Nana umziehen.

Selten gab es eine so schöne, intelligente, gebildete und gutherzige Frau wie Nana. Sie glich einer griechischen Götterstatue. Nana studierte Geschichte und heiratete schon mit 18 Jahren einen rumänischen Leutnant namens Liviu.

Sie hatte mehrere Hobbies. Das erste: Sie badete dreimal täglich auf eine ganz originelle Art. Ich durfte ihr zuschauen und auch zuhören, denn sie sang dabei immer Opernarien. Ihr langes, schwarzes Haar knotete sie mit Nadeln an den Kopf und versank andachtsvoll in die Badewanne. Mit einer Maisgrieß-bestreuten Bürste rieb sie ihren ganzen Körper ab. Dann wechselte sie das Badewasser. Da es weder Badeschaum noch andere parfümierte Öle gab, tröpfelte sie ein wenig Sonnenblumenöl hinein, um die Haut geschmeidiger zu machen. Sie duschte und wusch sich mit einem Schwamm und mit einer nicht gerade gut riechenden „sozialistischen“ Seife, bis ihre Haut wie Lack glänzte und purpurrot leuchtete. Schließlich trocknete sie an der Luft. Mit einem Wattebausch und Franzbranntwein tupfte sie ihren Körper ab und ging fröhlich zur Universität.

Das zweite Baderitual fand statt, wenn sie nach ein paar Stunden aus der Hochschule zurückkehrte; wieder mit Maisgrieß, wieder mit Sonnenblumenöl, Seife und Franzbranntwein. Nachher nahm sie sich die Zeit, im Bett auszuruhen; dabei rezitierte sie Villon, Baudelaire, Goethe und hörte auf Schallplatten Rachmaninoff, Grieg oder Beethoven.

Inzwischen kam auch ihr Mann, Liviu (den sie „Pic-mic“, „kleiner Pic“ nannte), müde aus der Kaserne nach Hause. Er warf seine Aktentasche in eine Ecke, zog seine schneevermischten Stiefel aus und ging ins Schlafzimmer, um seine liebe Nana zu begrüßen. Sie lag noch im Bettchen, er küsste sie zärtlich. „Pic-mic, bitte sei so nett und geh' in die Kammer, wo die Confitürengläser sind und bringe mir auf einem Zahnstocher eine große Kirsche.“ „Natürlich, mein Engel“, sagte Pic-mic. Er ging aus dem Schlafzimmer durch das Wohnzimmer, die große Diele und die Küche in den engen Korridor, wo sich die Confitüren in einem Buffet befanden,

nahm den Zahnstocher und brachte die Kirsche seiner Nana. Sie öffnete voller Liebe und Wonne ihr Mündchen und verschlang die Kirsche. „Pic-mic, sie schmeckt wundervoll, sei bitte so nett, nimm einen anderen Zahnstocher und bringe mir noch eine Kirsche.“ „Mit Vergnügen, mein Engelchen.“ Er überquerte das Wohnzimmer, die Diele und die Küche, kam in den Korridor, und auf einem neuen Zahnstocher nahm er die zweite Kirsche und brachte sie seiner Frau. „Pic-mic, sie ist so fein, schmeckt hervorragend, bitte bring' mir noch so eine Kirsche, aber auf einem neuen Zahnstocher.“ Liviu kam mit drei Kirschen auf einem Tellerchen und mit drei Zahnstochern. „Ob bitte, nein, mein lieber süßer Pic-mic, wenn ich die drei Kirschen sehe, vergeht mir der Appetit. Bitte bring' mir doch immer nur eine.“ Liviu machte noch dreimal denselben Weg.

Das dritte Bad fand vor dem Schlafengehen statt mit dem einzigen Unterschied, dass Nana jetzt Weizenkleie statt Maisgrieß gebrauchte.

Sie hatte aber noch ein anderes Hobby: ihre Neugierde - ihre Neugierde auf Männer. „Du weißt, Nuni, ich liebe Pic-mic, wir sind schon fast ein Jahr verheiratet, aber die Neugierde, wie andere Männer sind, plagt mich sehr.“ „Was machst Du dann?“, fragte ich, auch voller Neugierde. „Ganz einfach. Ich gehe zur Mensa, schaue so in den Saal hinein und denke mir 'der eine dort in der Ecke am Tisch, der gefällt mir', gehe zu ihm und sage: 'Ich bin die Nana und möchte mir Dir Liebe machen'. Erstaunt schauen sie mich erst an, aber keiner hat mich bis heute abgewiesen, weder Florian noch Gheorghe, Radu und wie sie noch alle hießen. Sie fühlten sich von meiner Offerte nicht „sexuell belästigt“. Viele von ihnen wollten es auch wiederholen, aber ich möchte eine einzige Probe an, sonst würde ich mich langweilen, es ist ja nur meine Neugierde.“ Ich war erstaunt, „Du bist verrückt.“ „Nicht doch“, antwortete sie, „Pic-mic erzähle ich alles. Ich habe ihn doch lieb. Er hat sich daran gewöhnt und sich damit abgefunden.“

Es vergingen zwei Jahre. Unterdessen bekam ich eine Wohnung in einem gutbeheizten Block. Nana sah ich selten. Eines Morgens rief sie mich an: „Nuni, ich bin die glücklichste Frau der Welt, ich bin verliebt wie noch nie. Heute hielt bei uns Professor Aristide Eliade einen Vortrag über Byzantologie. Er war wunderbar, er ist wunderschön, hochintelligent; ich spürte sofort, dass ich ihn liebe, dass er mein Mann werden muss. Ich ging zum Pförtner, bat um seine Adresse. Der gute Mann sagte mir, dass der Professor unverheiratet sei und mit seinen zwei Schwestern auf dem Bou-

levard Lenin wohnte. Ich ging ins Blumengeschäft, kaufte eine Rose und schrieb auf eine Karte: 'In Bewunderung Ihre Nana'. Am späten Nachmittag stand ich vor seiner Tür. Zum Glück öffnete er persönlich. 'Ich bin die Nana, die Ihnen die Rose geschickt hat. Ich möchte Ihre Geliebte werden.' Er zögerte ein wenig, vielleicht fühlte er sich „sexuell belästigt“ - ich weiß es nicht - doch plötzlich öffnete er breit die Tür und bat mich herein. Er hatte kapituliert...“

Nana bekam die Scheidung, Pic-mic war sehr traurig. Sie lebte noch acht Monate mit ihrem Aristide, dann verließ er sie. Wahrscheinlich konnte er sich doch nicht von seinem eintönigen Junggesellenleben mit seinen jungfräulichen Schwestern trennen. Nana litt. Sie ging regelmäßig zur Universität und vertiefte ihr Leid in den Büchern. Der Bibliotheksdirektor Ionel Popescu verliebte sich in Nana. Sie heirateten. Iris kam auf die Welt. Nana wurde eine ganz anormal-normale Frau, eine wunderbare Mutter und eine glänzende Hausfrau. Sie machte keine erotischen Experimente mehr...

...und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute.

Der Zufall – mein Glück

Der Kartoffelknödel blieb mir fast im Halse stecken, als er auf mich zukam und sich neben mich setzte. „Na, Puppe, Du sitzt an meinem Stammtisch, und Berlinerin scheinst Du auch nicht zu sein.“ Behutsam nahm ich meinen Sauerbratenteller samt Soße und Knödeln und wollte sogleich an einem anderen, freien Tisch verschwinden.

„Aber nicht doch! Schau ich denn so furchterregend aus, dass es Dir den Appetit verschlägt?“ „Ich möchte Sie nicht stören“, erwiderte ich und fixierte prüfend den kleinen Mann, der mir etwas zudringlich erschien. Ein interessanter Typ - dunkle, etwas zu lange Haare, noch dunklere Augen mit schwarzen Augenbrauen, ein ernstes, aber doch verschmitztes Gesicht; den Mantel leger offen, keine Krawatte und Sandalen ohne Socken. 'Nicht nur ungewöhnlich, auch originell', stellte ich mit Vergnügen fest - und blieb. „Ich bin aus Rumänien und besuche als Touristin die DDR.“ „Soso, eine feurige Balkanesin also! Gefällt Dir Berlin?“ „Sehr gut“, antwortete ich. „Dann bleib' doch hier und heirate mich. Ich bin gerade frisch geschieden und möchte so eine exotische Frau wie Dich. Ein Küchenwunder muss sie aber auch sein - ich esse gern und gut.“ Verblüfft schaute ich ihn an.

„Gestatte, mein Name ist Heinz Musculus, bin Maler und Pressezeichner und suche so ein charmantes Wesen, wie Du es bist. Vis-à-vis von hier wohne ich. Meine schöne Atelierwohnung wird von nun an Dir gehören. Also, bist Du bereit, mir Dein Jawort zu geben? Ich habe Dir barfuß in Sandalen mein ganzes Leben zu Füßen gelegt.“ „Meine Ehe muss aber eine Liebesehe werden, und so blitzschnell geht das alles nicht“, antwortete ich lachend. „Lieben - das wirst Du mich bestimmt, wenn Du mit mir jetzt gleich mein Atelier besuchen wirst.“ „Das möchte ich nicht:“, antwortete ich verschämt. „Ich verstehe. Du bist ja vorläufig noch eine unemanzipierte Balkanesin. In fünf Minuten bin ich wieder hier.“

Mit mehreren Zeichnungen in einer Mappe kam er zurück. Das erste Bild, das er mir vorlegte, war seine Federzeichnung „Unterdrücktes Europa“. Ich betrachtete die Zeichnung, ihn, bewunderte seine künstlerische Aussage - und gab ihm mein Jawort.

Ad Absurdum

Heinz wiederholte mir seinen Heiratsantrag. „Ich liebe Dich, aber nicht die Formalitäten. Die müssen wir auf dem schnellsten Wege hinter uns bringen“, sagte Heinz und gab mir den ersten Kuss. Über seine Art war ich verblüfft - aber wie könnte ich ihm klarmachen, dass wir noch mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen haben würden? „Es ist leider nicht so einfach, wie Du Dir das vorstellst“, erwiderte ich ihm etwas beschämt, „ich brauche vom rumänischen Staatsrat eine Heiratserlaubnis, und die erteilt man meist erst nach vielen bürokratischen Schikanen.“

„Eine Heiratserlaubnis, und noch dazu vom rumänischen Staatsrat, das kann doch nicht möglich sein! Wie kann sich dieser Staatsrat in unsere privaten Angelegenheiten mischen? Falls man wirklich so eine Absurdität von Dir verlangt, dann bleibst Du eben bei mir und wir sind auch ohne diesen Trauschein, von dem ich sowieso nichts halte, glücklich - das verspreche ich Dir!“ „Bestimmt“, antwortete ich, „jedoch, bei Dir zu bleiben, ist von den Behörden in Rumänien und hier auch verboten. Mein Pass ist nur für einen Monat ausgestellt worden. Danach muss ich Dich und Berlin wieder verlassen.“ Heinz verzog seine buschigen Augenbrauen, und sein wütende Stimm wurde wohl etwas laut für dieses Speiserestaurant - „verboten, verlassen, mit solchen Wörtern habe ich nicht viel im Sinn! Morgen gehen wir beide zu Deinem Botschafter, und ich werde ihm meinen Standpunkt klarmachen.“ „...aber bitte nicht in Sandalen und in diesem großkarrierten Hemd ohne Krawatte. Die rumänischen Behörden halten viel von Konventionen.“ „Diese Penner möchten mir, dem Heinz Musculus, etwas vorschreiben?! Mit mir werden die noch ihr blaues Wunder erleben!“

Der Botschafter - weißes Hemd, Schlips und dunkler Anzug - musterte uns misstrauisch. Kritisch und herabwürdigend wandte er seinen Blick Heinz zu, der ein auffallendes Hemd ohne Krawatte trug, und fragte uns: „Sie wünschen?“ „Wir wünschen nichts. Ich bin hierhergekommen, um Sie zu interviewen, Herr Botschafter. Mein Name ist Heinz Musculus, Graphiker und Kunstmaler. Sind Sie verheiratet?“ „Ja.“ „Lieben Sie Ihre Frau?“ „Ja.“ „Könnten Sie ohne Ihre Frau leben?“ „Nein“, antwortete der Botschafter. „Das genügt mir“, nickte Heinz zufrieden, „mir geht's nämlich genau wie Ihnen, Herr Botschafter. Ich liebe Frau Nunica Dimitrovici, kann ohne sie nicht mehr leben, und sie meint, sie müsse nach Bukarest zurückfahren, um dort auf eine Heiratserlaubnis zu warten... ich war überzeugt, dass

ihr sozialistischer Staat nicht auf solche hirnverbrannten Ideen kommen könnte.“ Der Botschafter erblasste und begann etwas zu stottern. „Herr Musculus, wie ich verstehe, ist Frau Musculus als Touristin hier in Berlin. Sie muss leider wieder zurück. Ich bin aber so großzügig und werde ihren Pass um zwei Monate verlängern. Dann wird sie nach Bukarest zurückfahren und dort die Papiere für ihre Ehe mit Ihnen einreichen. Das ist alles, was ich für Sie tun kann und darf.“

Traurig brachte mich Heinz nach zweieinhalb Monaten zum Flughafen Schönefeld.

Die vielen Papiere - Geburtsurkunde, Taufschein und Scheidungsnachweis - die er mir für die Heiratsgenehmigung nach Bukarest schicken musste, bereiteten ihm Komplikationen. Der „Papierkram, den der Amtsschimmel braucht, um seine Existenzberechtigung zu beweisen“, war ihm unverständlich und ein Greuel. Als er aber erfuhr, dass wir auf die Heiratsgenehmigung etwa zwei bis drei Jahre warten müssten, drehte er vollständig durch. Jede Nacht, zwischen zwei und vier Uhr, rief er mich an. Er begann mit unzähligen Liebeserklärungen, um dann mit den offensten Beschimpfungen gegen die rumänischen Machthaber fortzusetzen - „...diese Halunken, wollen mich so lange auf Dich warten lassen; man versucht heute, auf dem Mond zu landen, und hier auf der Erde sind wir solchen Missständen ausgeliefert. Sie betrachten sich als feurige Südländer, die viel von Liebe verstehen...! Schicke Deinem Oberindianer Ceaușescu einen schönen Gruß von mir und sage ihm von mir, er ist der größte Trottel, den ich mir vorstellen kann!“ „Aber Liebling, äußere Dich nicht so drastisch. Die lange Wartezeit wird auch vergehen, und dann sind wir fürs ganze Leben zusammen“, flüsterte ich eingeschüchtert in die Telefonmuschel. „Bitte, Nuni, komm‘ mir nicht mit solchen Argumenten. Ich glaube, meine Telefongespräche setzen Dich in Panik, da wir ja beide wissen, dass sie abgehört werden. Außerdem kosten sie ein Vermögen, denn drei Jahre lang Dich jede Nacht anzurufen, um Dein liebes Stimmchen zu hören, ruiniert meine Nerven und mein Einkommen!“

Ich war natürlich überzeugt, dass ich unsere langersehnte Heiratsgenehmigung nie erhalten würde. Die nächtlichen Gespräche zermürbten auch meine Nerven; sie dauert oft eine Stunde, und am nächsten Tag musste ich um halb sieben ins Büro.

Die Bukarester Telefonistin, die mich jede Nacht mit Berlin verband, fragte mich im Vertrauen, warum mein zukünftiger Mann mich nur in der Nacht anruft. Auch berichtete sie mir, dass Heinz meine Telefonnummer vergessen hatte und die Berliner Telefonistin ihn nur mit dem Hinweis „Er möchte mit seiner Braut Nuni aus Bukarest sprechen“ verband. Solche merkwürdigen Anrufe hatten bisher weder die Damen vom Berliner Fernsprechdienst noch die Bukarester Telefonistinnen bekommen. „Ich werde Ihnen diese Kuriosität erklären“, antwortete ich, „Heinz ist Künstler; er ist eben ganz anders als wir. Am Tage schreibt er mir lange Liebesbriefe, und vor dem Schlafengehen muss er meine Stimme hören. Ich kann nichts dafür, dass er so spät zu Bett geht. Seinen künstlerischen Biorhythmus kann ich nicht umwerfen.“

Ob mich die Telefonistin auch als eine nicht ganz normale Person ansah, nachdem ich ihr diese Erklärung gegeben hatte, ist mir bis heute nicht bekannt.

Das Wunder geschah völlig unerwartet - aber schon nach zwei Monaten, als ich eines Tages am Nachmittag aus dem Büro kam, traf ich den Postboten, der mir einen ungewöhnlich großen Briefumschlag überreichte. Sie war es, die Heiratsgenehmigung! Sofort rief ich überglücklich Heinz an. „Das können wir meinen Anrufen verdanken. Die Wahrheit zu hören, kann niemand vertragen - zumindest nicht lange. Ich kaufe mir ein Flugticket und bin spätestens übermorgen bei Dir, um Dich zu holen, mein Engel.“

Heinz ging sogleich zur „Interflug“-Gesellschaft. „Wann fliegt übermorgen eine Maschine nach Bukarest?“, fragte er voller Freude die junge Dame am Schalter, „Ich muss dringend hin.“ „Haben Sie schon einen Pass und ein Visum für Ihre Dienstreise?“ „Wieso denn ‘Dienstreise’, es ist eine Liebesreise, ich hole meine Braut ab.“ „Leider kann ich Ihnen nicht dienen. Private Reisen sind nicht erlaubt.“ „Das verstehe ich nicht, Könnten Sie konkreter werden?“ „Es gibt drei Möglichkeiten, Rumänien zu besuchen: 1. eine Dienstreise, 2. einen Besuch bei Verwandten ersten oder zweiten Grades, die Ihnen dafür aber vorher eine Einladung schicken müssen, und 3. dürfen Sie auch Freunde in Rumänien besuchen, sofern Sie beweisen können, dass Sie mit ihnen gegen den Faschismus gekämpft haben.“ Heinz spürte, dass ihm diese Erläuterungen Schwindel provozierten. Schnell wandte er sich zu einem Stuhl, um zu sich zu kommen. „Fräulein,

könnten Sie bitte so freundlich sein und das alles aufschreiben - ich bin ein wenig schwer von Begriff.“

Auch Polizei, Passstelle und andere Behörden bestätigten das Gesagte. „Donnerwetter, ich will zu meiner zukünftigen Frau, ich will sie heiraten; die Genehmigung dazu haben wir von dem rumänischen Boss da unten schon erhalten!“, schrie er alle an. „Leider ist Ihre zukünftige Frau noch nicht Ihre Verwandte. Sie dürfen nicht zu ihr.“ Die gleichen Informationen erhielt auch ich in Bukarest. Persönlich durfte ich nicht schon wieder nach Berlin zu meinem fiktiven Cousin, da ein „Verwandtenbesuch“ nur alle zwei Jahre erlaubt war.

Ob es wohl Ferntrauungen gäbe wie im letzten Krieg, fragten wir uns - und die Behörden. Sie konnten oder wollten diese Fragen nicht beantworten - es habe solche Fälle bis heute nicht gegeben, sie hätten nur das Verbotene bearbeitet.

Die Telefonate zwischen Berlin und Bukarest wurden immer vehementer, und die Flüche von Heinz, die zuerst nur Rumänien gegolten hatten, bezogen sich jetzt auch auf seine „DDR“.

Eine Freundin von mir aus Bukarest, die einen deutschen Namen trug, schickte Heinz, ihrem eigens hierfür erkorenen Vetter, eine Einladung, und - welche Wunder - es funktionierte! Strahlend kam Heinz in Bukarest an... ohne Schlips, dafür mit Sandalen!

Wir beschlossen, die Trauung in Berlin hinter uns zu bringen. Unsere gepackten Koffer wurden zu den rumänischen Zöllnern am Flughafen befördert und von ihnen durchstößert. „Meine Dame, sie haben hier Wertpapiere, diese dürfen Sie nicht ausführen“, teilte mir ein Zollbeamter mit. „Wertpapiere??“, entgegnete ich skeptisch, „das sind meine Schulzeugnisse, mein Geburtsschein, Nachweise über meine Arbeitszeiten und meine Heiratsgenehmigung.“ „Diese Papiere müssen hierbleiben. Natürlich werden Sie sie erhalten, nichts geht Ihnen verloren, wir werden sie der rumänischen Botschaft nach Berlin schicken. So will es das Gesetz“. Von den Papieren trennten wir uns leicht - Hauptsache, wir waren zusammen!

Viele Monate vergingen, und die Botschaft hatte die Papiere noch immer nicht aus Bukarest erhalten. So mussten wir unser Leben in „wilder Ehe“ genießen, auch wenn es vielleicht manche „anständigen“ Nachbarn störte...

Im Februar 1967 endlich, nach sieben Monaten, übergab mir die rumänische Botschaft meine Papiere. „Nach Bukarest fliegt man genau 145 Minuten, mit der Bahn fährt man 32 Stunden, aber dass die Post von dem einen Ort zum andern sieben Monate braucht, ist schon sehr eigenartig“, meinte Heinz lachend.

Mit der Heiratsgenehmigung begab ich mich zum Standesamt, um einen Termin für unsere Trauung zu vereinbaren. Prüfend betrachtete sich der Standesbeamte die große, imposant gedruckte Urkunde. „Leider muss ich Ihnen mitteilen, dass die Genehmigung schon seit vier Wochen verfallen ist. Sie wurde nur für sechs Monate ausgestellt, und so dürfen wir Sie jetzt nicht trauen. Heinz amüsierte sich darüber köstlich; ihm lag nur daran, an meiner Seite zu sein, „aber wenn Du unbedingt meine legitime Frau werden musst, so fliege persönlich nach Bukarest und hole Dir diese komische Bewilligung, denn wie Du siehst, kannst Du Dich bei der sozialistischen Post vollkommen auf halbjährige Verspätungen verlassen.“

Seelenruhig legte mir der Staatsratsbeamte in Bukarest einen Bogen Papier vor für ein erneutes Gesuch um eine weitere Heiratsgenehmigung, die mir wie gehabt durch die rumänische Botschaft in Berlin ausgehändigt würde. Diesmal aber verlor ich meine Geduld, protestierte energisch und drohte mit einer Beschwerde über diese Zumutungen. Der Beamte ließ mich einige Minuten warten, kam dann mit meiner alten Heiratsgenehmigung zurück, drückte lediglich einen Stempel auf sie - und schon waren die Probleme gelöst. Die Heiratsgenehmigung war um weitere sechs Monate verlängert und ich durfte sie selbst wieder nach Berlin mitnehmen.

Ohne Komplikationen wurden Heinz und ich am 6. Juli 1967 in Berlin getraut.

Peter und seine Folgen

„Mein ganzes Leben habe ich Dir in Sandalen zu Deinen Füßen gelegt, aber neben meinen Zeichnungen bringe ich Dir auch meinen kleinen Peter in die Ehe mit.“ „Wunderbar“, antwortete ich begeistert, „eigene Kinder wollte ich nie haben, aber an Deinem Peter kann ich jetzt meine verborgenen Muttergefühle richtig auslassen.“ Heinz wurde etwas verlegen. „Nein, mein balkanesisches Küchenwunder, mein Peter ist kein Kind.“ Erschrocken sah ich ihn an. „Mein Peter ist ein Goldhamster.“ „Goldhamster kenne ich nicht. Ist das ein Tier?“ „Eine Art Maus“, erklärte Heinz und begann, von außen die Tasche seines Jacketts zu kitzeln. Zwei dunkle Äuglein öffneten sich und blickten uns an. „Er ist mein guter Freunde. Nachts rumort in meinem Atelier herum, und tagsüber schläft er an meiner Brust. Ich fühle sein Herzchen schlagen, werde davon inspiriert und zeichne mit mehr Lust und Liebe.“

Dies bewegte mich so, dass ich mich wie nie zuvor verliebte und Heinz mein Jawort gab.

Es näherte sich der große Feiertag. Die 1.-Mai-„Kampfdemonstration der Arbeiterklasse“ musste erneut ihre Zuverlässigkeit, Dankbarkeit und ihren Enthusiasmus für den „Ersten sozialistischen Arbeiter- und Bauern-Staat auf deutschem Boden“ mit Schreien und gehobenen Fäusten bekunden.

„Heinz, vergiss morgen nicht, die Fahne mit dem Wappen des Verbandes Bildender Künstler zum Meeting mitzubringen“, erinnerte ihn ein Verbandskollege. Da wir eine geräumige Wohnung hatten, war die große Fahne immer bei uns aufbewahrt. „Gut“, antwortete Heinz, „aber ruf' bitte auch Nuni an, sie ist meine Gedankenstütze. Du weißt, mein Gehirn funktioniert nicht für solchen Kram.“

Groß war unsere Überraschung am nächsten Tag, als wir die Fahne, von Peter völlig zerknabbert, aus der Abstellkammer holten.

Mit drohend erhobenen Fäusten wurde Heinz von seinen Kollegen empfangen. „Ein Reaktionär ist Dein Peter! Wir stehen da wie nackt! Zum ersten Mal in unserer sozialistischen Geschichte müssen wir vor unserem genossen Walter Ulbricht ohne Fahne demonstrieren. Was soll er nur von uns denken - Du blamierst und beschämst den ganzen Verband!“

Geknickt und vom Geschimpfe seiner Kollegen erschöpft, kehrte Heinz gegen Mittag nach Hause zurück. „Welche Blamage. Natürlich müssen wir die Fahn ersetzen, Weil sie handgestickt ist, kostet sie um siebenhundert Mark! Und der Peter muss weg. Verschenke ihn in gute Hände, die nichts mit Politik zu tun haben, damit er nicht wieder solchen Schabernack anstellen kann!“, schrie Heinz erregt.

Aber nur wenige Tage, und Peter fehlte ihm. „Puppi, kaufe mir bitte zwei weiße Mäuse, ich komme mit meiner Arbeit nicht voran, so sehr vermisse ich den Peter. Aber sei vorsichtig: sie müssen das gleiche Geschlecht haben - zwei Männchen oder zwei Weibchen - der Verkäufer kennt sich bestimmt aus. Die Kleinen sind liebeslustig und vermehren sich wie toll.“

Die beiden Atelierbewohner fühlten sich gleich heimisch, denn getreu den freiheitlichen Prinzipien von Heinz und mir liefen auch sie, wie vorher Peter, im großen Arbeitszimmer herum.

Nach ungefähr einer Woche aber fiel Heinz auf, dass ihn nur eine kleine Maus am Morgen begrüßte. Zu seinem Schreck fand er die andere hinter der Tür, mit vier kleinen, neugeborenen Mäusen.

Wie ein Perpetuum mobile ging es so immer weiter, bis achtundzwanzig kleine weiße Mäuse im Atelier herumtollten.

Wir verzweifelten! Besonderen Ärger bekamen wir mit den Redaktionssekretärinnen. Fast täglich besuchten sie Heinz, um Zeichnungen abzuholen. Die kleinen Mäuse ließen sich das Vergnügen nicht nehmen, auf die charmannten Beine und bis unter die Miniröckchen der jungen Damen zu krabbeln, die wie am Spieß schrieen. Heinz, der Kavalier, musste sie retten, und nolens volens manövrierte er mit seinen Händen unter ihren kurzen Röcken herum, um sie von den Eindringlingen zu befreien. Bald weigerten sich die Damen, Zeichnungen abzuholen; die Redakteure schimpften und drohten Heinz, ihm keine Aufträge mehr zu geben.

Wütend ging er zum Mäusehändler. „Ich schenke Ihnen achtundzwanzig weiße Mäuse. Sie haben mich verunglückt! Was für ein Fachmann sind Sie überhaupt?! Sie können ja nicht das Geschlecht von weißen Mäusen unterscheiden!“, brüllte Heinz ihn an. „Bitte um Entschuldigung, Herr Musculus, aber wenn ich so auf die Straße gucke, dann kann ich heutzutage auch die Mädchen nicht von den Jungen unterscheiden.0 - geschweige das Ge-

schlecht der kleinen Mäuse. Ich brauche die Mäuse nicht, aber im Tierpark ist ein Händler, der Futter für seine Schlangen kauft. Für sie sind die Mäuse eine wahre Delikatesse...“.

Empört verließ Heinz den Laden. Wie könnte er...

Ein Zufall half uns weiter. Trude, eine Cousine von Heinz, kam zu uns aus Neustrelitz für ein paar Tage zu Besuch. Sie wollte die neuen „sozialistischen Errungenschaften“ der „Hauptstadt“ erleben. Begeistert sah sie täglich den Mäusen und ihrem Spiel zu. Vor der Abreise bat sie Heinz, ihr zwei von den niedlichen Tieren zu schenken.

Zum ersten Mal in seinem Leben erwies sich Heiz als geschäftstüchtig und raffiniert. „Schau, Trude“, sagte er in überzeugendem Ton, „wenn ich mich von den zwei Tierchen trenne, werde ich immer voller Wehmut an sie denken müssen. Ich gebe sie Dir alle achtundzwanzig mit - aus den Augen, aus dem Sinn - das fällt mir leichter. Werde Du glücklich mit ihnen.“ Trude strahlte vor Freude. Für so großzügig hatte sie Heinz garnicht gehalten. In einen großen Karton bohrten wir viele Luftlöcher, packten alle Mäuse hinein und wünschten ihnen und Trude eine angenehme Heimfahrt.

Auf dem Bauernhof in Neustrelitz fanden die Kleinen ihre neue Heimat - und im Keller neue, graue Artgenossen, die sie freudig aufnahmen. Sie verliebten und vermehrten sich. Die neugeborenen Babies tollten weiß-grau-gestreift herum.

Und wenn sie nicht gestorben sind, lieben sie sich noch heute, auf Trudes Bauernhof in Neustrelitz.

Der Koffer

„Nein, nein, nein, dreimal nein - ich kann Ihren Auftrag nicht annehmen!“
„Frau Musculus, Sie sind die einzige Dolmetscherin, die uns aus dieser peinlichen Situation heraushelfen kann.“, erklärte mir der Sekretär des Verbandes Bildender Künstler flehend am Telefon. „Der Maler aus Bukarest bekam nach langer Wartezeit die Erlaubnis, gerade jetzt, vor Weihnachten, seine Studienreise hierher anzutreten. Bitte helfen Sie uns; er bleibt nur fünf Tage in Berlin, dann fährt er allein weiter nach Dresden, Weimar und Erfurt.“ „Unmöglich“, erwiderte ich energisch, „bis gestern erst musste ich mit vier Schriftstellern täglich sechzehn Stunden arbeiten. Ich bin völlig erschöpft.“ „Gut“, meinte der Sekretär, „dann seien Sie doch bitte so freundlich und kommen Sie morgen früh zu uns, für nur eine Stunde, um dem Gast das Nötigste zu erklären, er spricht kein Wort Deutsch... bitte.“ „Einverstanden“, erwiderte ich, „aber nicht früh, sondern gegen Mittag, damit ich ausschlafen kann., und schicken Sie mir bitte den Wagen.“

Am nächsten Tag gegen zwölf Uhr betrat ich das dunkle Arbeitszimmer des Verbandes. In der Ecke, auf einem Stuhl, saß der rumänische Maler, unser Gast. Höflich, aber eingeschüchtert stand er auf, nahm meine Hände, küsste sie und murmelte seinen Namen.

Ich konnte ihn jetzt etwas besser betrachten - etwa fünfzig Jahre alt, dunkles Haar und dunkle Augen, der Gesichtsausdruck sehr freundlich, aber hilflos und befangen. Zu meinem Entsetzen fiel mir auf, dass er einen hellblauen Trainingsanzug trug und sein abgenutzter, dunkelblauer Mantel mit seiner hellbraunen Schafspelzmütze auf einem anderen Stuhl lag. Als ich ihm meine Referenz erwies mit dem stereotypen Spruch „Seien Sie herzlichst willkommen hier bei uns in der DDR“, begann er, zufrieden zu schmunzeln. Ob ihm meine Diktion imponierte oder er froh war, dass er endlich seine Muttersprache hörte, habe ich nicht ergründet. Der Verbandssekretär gab mir das vorgedruckte Ablaufprogramm mit den Sehenswürdigkeiten in Ost-Berlin und den übrigen Städten, den Fahrtmöglichkeiten und Übernachtungen, das ich dem Gast überreichte.

Dann öffnete er den Geldschrank und überreichte dem Maler 1200 Mark für die Unkosten seines Aufenthaltes in der DDR. Die vielen Geldscheine versetzten ihn in solche Panik, dass er deren Empfang nur mit zitternder

Hand quittieren konnte. Er ließ das ganze Geld auf dem Tisch und sah mich hilfeschend an. „Es gehört Ihnen - Verzeihung, ich habe Ihren Namen nicht behalten, Herr...“ „Teodoreanu“, flüsterte er. „Teodoreanu?! Sind Sie etwa mit dem großen Schriftsteller Ionel Teodoreanu verwandt?“, fragte ich ihn. „Sein Sohn“, antwortete er, noch leiser als bisher. Voller Enthusiasmus versuchte ich, dem Sekretär klarzumachen, welche Persönlichkeit bei uns ist. Leider imponierte es ihm nicht - zu sehr war er voreingenommen, wohl wegen seiner Kleidung und seines Verhaltens. Das Geld lag noch immer auf dem Tisch. „Herr Teodoreanu“, bat ich ihn, „stecken Sie es doch bitte ein.“ Er nahm die einzelnen Scheine, knüllte sie zusammen und stopfte sie in seine Jackett-, Mantel- und Hosentaschen. „Haben Sie kein Portemonnaie?“ „Nein, so etwas habe ich noch nie besessen. Möchten Sie aber bitte nicht das Geld zu sich nehmen, ich kann damit gar nicht umgehen“, bat er mich ratlos. Ich erfüllte ihm seinen Wunsch.

Unter dem Tisch zog er einen Pappkoffer hervor, der mit einer gut verknoteten Schnur verschlossen war.

Das Auto wartete im Hof des Gebäudes auf uns. Der selbstbewusste Chauffeur im neuen, dunklen Ledermantel nahm kaum Notiz von uns und weigerte sich, den Koffer des Gastes in seinem Wagen zu verstauen, sodass ich ihn schließlich energisch hierzu auffordern musste.

„Verzeihung“, begann Herr Teodoreanu, „Ihren Namen habe ich auch nicht genau mitbekommen.“ „Genunea Musculus“, antwortete ich. „Wie schön, so musikalisch!“ Seine Stimme wurde ruhiger und er blickte mich voller Sympathie an. „Ja“, erwiderte ich, „mein Mann ist auch Maler und sieht Ihnen im ganzen Wesen sehr ähnlich.“ „Sie meinen, er ist auch so trottelig wie ich?“ „Genauso trottelig wie Sie.“ Ich begann zu lachen. „Aber gerade deswegen liebe ich meinen Heinz auch sehr.“ „Das ist das Schönste, was ich gehört habe, und es von Ihnen zu hören, ist das schönste Kompliment, das mir bisher gemacht wurde! Sie sind eine wunderbare Frau!“ Ein Glück, dass der Fahrer unsere Konversation nicht verstand; er hätte sonst vor Verwunderung einen Verkehrsunfall bauen können...

„Ich mache Ihnen einen Vorschlag, Herr Teodoreanu. Sie wohnen diese fünf Tage bei uns. Mein Mann ist sehr gastfreundlich, und Sie beide werden sich gut verstehen. Außerdem ersparen Sie sich das Geld für ein Hotelzimmer. Sie haben doch sicher eine lange Wunschliste von Ihrer Familie

mitbekommen. Ich rufe den Verband an und mache die Zimmerbestellung rückgängig. „Sie sind ein Engel, Frau Genunea. So ein Glück, Sie gefunden zu haben, kann nur so ein Trottel wie ich haben!“ „Das Gleiche sagt auch mein Heinz immer“, bestätigte ich ihm.

„Aber erzählen Sie mir aus Ihrem sicher interessanten Leben und von Ihrer Reise. Wer hat Sie vom Bahnhof abgeholt? Planmäßig sollte Ihr Zug um fünf Uhr früh am Ostbahnhof ankommen.“ „Ich hatte Glück, der Zug hatte zwei Stunden Verspätung. Trotzdem kam ich in der Eile und in meiner Vergesslichkeit garnicht dazu, mich umzuziehen und blieb in diesem Trainingsanzug. Um zu sparen, bezahlt unser rumänischer Verband seinen Künstlern nur Fahrkarten zweiter Klasse. Bei dem Gedanken aber, dass ich das Glück habe, nach Deutschland zu kommen, Museen zu besuchen und die Kultur dieses Volkes zu genießen, zog ich meinen einzigen guten Anzug aus und schlief ganz fest bis Berlin in meinem Trainingsanzug. Zu meinem Erstaunen empfing mich am Ostbahnhof niemand. Ohne Geld, ohne Orientierung stand ich am Bahnsteig und wartete. In der Hand hielt ich meine Schafspelzmütze, da mein Kopf vor Sorge erhitzt war; der Koffer stand an meinen Beinen. Ich wartete aber nicht lange. Den flüchtigen Menschen, die zu ihrer Arbeit sausten, erweckte ich wahrscheinlich den Mitleid, denn viele warfen mir Münzen in meine Nütze. Die wurde allmählich schwer, niemand vom Verband erschien, und ich trottelte zum Ausgang. Voller Freude entdeckte ich ein Bahnrestaurants, ‘Mitropa’. Das Bier schmeckte so gut, dass ich mein ganzes erworbenes Almosengeld vertrank und kein Fahrgeld für die U-Bahn mehr besaß. Erneut ging ich auf den Bahnsteig, hielt meine Mütze in der Hand, machte eine noch betroffenenere Miene als vorher, und die Mütze füllte sich wie gehabt. Für drei Biere und zwei Fahrscheine reichte es. Auf einem Zettel zeigte ich einem Passanten die Adresse des Verbandes, und er wies mir den genauen Weg mit der U-Bahn dorthin, wo ich dann seit neun Uhr auf Sie wartete.“

Wir kamen vor unserer Wohnung an. Heinz hörte unser Läuten, und wie gewöhnlich stand er im Treppenhaus an der Balustrade, um mich zu empfangen.

„Wen schleppst Du mir denn da an - so einen Penner wie mich?!“, rief Heinz erstaunt, als wir den Fahrstuhl verließen, und schon umarmten sich beide, als ob sie sich schon lange kannten. „Er wird fünf Tage bei uns wohnen, Dein Kollege aus Bukarest, und ich hoffe, Ihr werdet Euch gut

verstehen.“, sagte ich zu Heinz. „,nur fünf Tage? Wir haben sicher mehr zu diskutieren. Aber bitte mach' uns ein gutes Mittagessen und hole zur Begrüßung unser sozialistisches Elixier der freischaffenden Künstler - eine große Flasche Wodka.“

Wir schlossen Bruderschaft, und Afane Teodoreanu taute mehr und mehr auf vor Glück.

Nach dem Essen begann für mich die schwerste Arbeit. Das Fluidum, das die beiden verband, führte zu philosophischen Ideen über Kunst, Religionen und die Welt. Solche Diskussionen hielten bis spät in die Nacht an und ich hatte Freude, aber auch Schwierigkeiten, alles immer sinngemäß zu übersetzen.

An den nächsten Tagen schickte ich meine beiden Originale allein in die Museen, um den großen Meistern ihren offiziellen Besuch abzustatten. Eines Abends kam Afane betrübt nach Hause, weil die Bilder seines Lieblingsmalers Goya gerade zu einer Ausstellung nach Tokio verliehen waren. So begnügte er sich mit den Zeichnungen seines neuen Freundes Heinz Musculus, den er wegen seiner Aussagen und Botschaften in der Malerei mit Goya verglich.

Nach einigen Tagen bat ich Afane, mir den „Bestellschein“ seiner Familie zu geben, damit wir das Gewünschte einkaufen konnten. Außer drei Paaren Damenschuhen für seine Mutter, Frau und Tochter wünschten sich die Damen jede Menge BHs und für ihren Gaumen Linsensuppen-Beutel. Von diesen Artikel hatten die sozialistischen Befreier die rumänische Bevölkerung befreit. Über das Manko an BHs war ich nicht erstaunt, da jetzt die befreiten Brüste ihren genossen lebhaft entgegenschaukeln durften; ohne Linseneintopf kann man das Leben auch einigermaßen genießen - aber dass es kein Schuhwerk gab, war wirklich traurig, kann man doch die „Kampfdemonstrationen“ schlecht barfuß marschieren.

Afane und ich, wir gingen ins „Centrum Warenhaus“ auf dem Alexanderplatz. Das Schuhangebot schien ihn nicht zu befriedigen, da das Leder hart und spröde war. BHs und Linseneintopfsuppen hingegen kauften wir jede Menge. Ich bat ihn, da noch reichlich Geld vorhanden war, auch für sich selbst etwas Praktisches zu kaufen. Für mich brauche ich nichts, von Eleganz halte ich nicht viel. Aber Lemsi ist meine große Liebe. Er ist ein wei-

ßer Pudel. Für ihn brauche ich Medikamente und kann mein Geld nicht verschwenden.“...

...doch plötzlich erblickte er im Regal einen großen Schweinslederkoffer. „Den möchte ich haben. Er erinnert mich an meine Kindheit; meine Familie besaß nur solche Koffer. Er ist wunderschön!“ Der Preis war genauso groß wie der schwere Koffer, und ich bemühte mich, ihm klarzumachen, dass er sowieso nicht viel reise und dass das große Ding in der heutigen Zeit überflüssig sei. Nachdem er aber von mir erfuhr, dass das Geld auch für Lemsi reichte, ließ er sich von mir nicht beeinflussen und kaufte den monströsen Koffer. Er würde in seiner Bibliothek wie eine Nippfigur stehen und sei für ihn wie ein Kunstobjekt.

Dann begaben wir uns in die Chausseestraße, in der sich eine Tier-Apotheke befand. „Der Herr braucht Arzneien für seinen weißen Pudel, der drei Jahre alt ist“, übersetzte ich. „Was fehlt ihm denn?“ „Garnichts, er ist kerngesund“, antwortete Afane strahlend. „Dann braucht er keine Medikamente“, meinte der Apotheker. „Doch“, begann Afane jetzt mit Pathos zu erläutern, „ich möchte viele Tabletten, Spritzen und Salben für die eventuellen zukünftigen Krankheiten kaufen, da es in Bukarest keine Apotheke für Tiere gibt.“ Verblüfft holte der gute Apotheker die verschiedensten Heilmittel, die in dem Koffer kaum Platz fanden zwischen den unzähligen BHs und Linsensuppen.

Abends kamen wir müde nach Hause. Köstlich amüsierte sich Heinz über unsere Einkäufe; Afane aber begann, nachdenklich zu werden. „Heinz, der Koffer ist eine Pracht, aber wie kann ich mich im Abteil zweiter Klasse, wenn ich nach Bukarest zurückfahre, vor Dieben schützen? Ich habe einen gesegneten Schlaf, und während ich von Euch, meine Lieben, träume, kann der Koffer verschwinden.“ „Du hast vollkommen recht“, antwortete Heinz lächelnd, „aber meine geniale Idee wird Dich vor diesem Alptraum bewahren. Du bindest eine fast unsichtbare Schnur an die Griffe beider Koffer. In dem Augenblick, wenn ein Halunke den einen Koffer anfasst, fällt der andere auf Deinen Kopf - Du wachst auf und erwischst den Dieb.“ „Dass man Dich als ‘Goya der DDR’ bezeichnet, leuchtet mir vollkommen ein, aber dass Du auch als perfekter Kriminalist fungieren kannst, ist wirklich phantastisch!“

Der Abschied voneinander war für uns drei sehr schwer. Trotz der Entfernung von 1270 Kilometern Luftlinie zwischen Berlin und Bukarest versprachen wir uns, Freunde zu bleiben.

Nach drei Wochen erhielten wir einen langen Brief aus Bukarest. Afane bedankte sich ganz innig für unsere Gastfreundschaft, für die schönen Abende, die er in eifrigen Diskussionen mit Heinz verbracht hatte, für meine Geduld und mein Verständnis Künstlern gegenüber.

In Dresden, Erfurt und Weimar war er - leider allein - in Bewunderung aufgegangen, in der Gemäldegalerie, der Porzellanmanufaktur, im Goethe und im Schiller-Haus...

Angefüllt mit Kunst, Kultur und den schönsten Erinnerungen hatte er Dresden verlassen, um heimzufahren. Er hatte mit der bewussten Schnur seine Koffer aneinandergebunden, sich auf seinen Platz zweiter Klasse gesetzt und sich ruhig und zufrieden in Morpheus Arme schaukeln lassen.

Nach vielen Fahrtstunden war er mit Getöse aus seinen Träumen geweckt worden. In einer schnellen Kurve war ihm sein Pappkartonkoffer auf die Nase gefallen. „Ich hab’ Dich erwischt, Du Dieb, gib mir meinen Koffer!“, hatte er geschrien. Das Abteil aber war leer, der Schweinslederkoffer existierte nicht mehr. Der Zug war auf dem Weg durch Ungarn...

Ohne Koffer, ohne Arzneien, ohne BHs und ohne Linsensuppe war Afane in Bukarest angekommen - aber mit seinen Erinnerungen und einer dicken, roten Nase.

Der Gast

Das Telefon klingelte. „Liebe Frau Musculus, der FDGB bekommt einen Gast aus Dahomey, Afrika. Ich bitte Sie, für unsere kranke französische Dolmetscherin einzuspringen. Es sind im ganzen sechs Tage, drei davon in Berlin und drei in Dresden. In Schönefeld werden wir unseren Gast abholen.“

...

Vor uns stand der Dunkelhäutige in seinem weißen, flatternden Gewand und begrüßte uns freundlich mit den Worten „Ich bin glücklich, dass ich in Bonn gelandet bin.“ „Nicht doch“, unterbrach ich ihn etwas verlegen, „Sie sind in Berlin, in der Hauptstadt der Deutschen Demokratischen Republik.“ „In Berlin? - Na gut,“ meinte er, „so kann ich gleich das Haus von Willy Brandt besichtigen.“ Die Gewerkschaftsfunktionäre wurden blasser und blasser. Schweren Herzens musste ich ihm klarmachen, dass wir Willys Haus nicht besichtigen durften, eine Sache, die er schwer verstand. Wir fuhren ins „Interhotel Stadt Berlin“. An der Rezeption bekam er das bewusste Anmeldeformular. Schnell gab er es mir, denn er wusste damit nichts anzufangen; er sei doch Analphabet. Seinen Namen nannte er deutlich, sein Geburtsjahr hingegen kannte er nicht. Die Rezeptionsdame wollte diese Merkwürdigkeit nicht einsehen und bat mich, ihm doch zu erklären, wie nötig für sie sein Alter sei. Der arme Neger wurde ganz nervös, und mit erhobener Stimme meinte er: „Schreib' doch 'zwischen 30 und 50 Jahre!'“ Die Hotelangestellte würdigte uns keines Blickes, nahm das Formular, und verächtlich gab sie ihm einen Zimmerschlüssel.

Es war Ende Oktober, und die Temperaturen in Berlin waren nicht die von Dahomey. Der Gast machte sich im Zimmer frisch und kam, in seinem Flattergewand zitternd, in die Hotelhalle. Der Spaziergang durch das Stadtzentrum amüsierte ihn nicht im geringsten. Ich erklärte ihm das neu-erbaute Wohnviertel und die „Errungenschaften des Sozialismus“. Seine Zähne aber klapperten so heftig vor Kälte, dass die FDGB-Funktionäre sich entschlossen, ihn einzukleiden. Im „Centrum-Warenhaus“ suchte er sich einen schönen dunkelblauen Anzug, dazu einen passenden Mantel und ein Paar schwarze Schuhe aus. Erwärmt und glücklich besuchten wir am Abend die Komische Oper. Die Musik beruhigte ihn so sehr, dass er immer wieder einschlief und sein schwarzer Lockenkopf öfters auf meine

linke Schulter fiel. Am nächsten Tag fand eine Arbeitsbesprechung beim FDGB statt. Die dortigen Probleme, die „sozialistischen Meinungen“ und die „Kampfbereitschaft“ ließen ihn völlig unbeteiligt. Bei ihm zu Hause in Dahomey gebe es in der Gewerkschaft wegen der großen Hitze keine Probleme; alles erledige sich von selbst. Er aber habe ein ganz anderes Anliegen, das viel wichtiger für ihn sei: Plötzlich wandte er sich mir zu und fragte mich energisch „Sag einmal, wozu eigentlich bist Du engagiert? Was soll ich mir Dir machen?“ „Ich bin Ihre Dolmetscherin und muss die Gespräche zwischen Ihnen und Ihren deutschen Kollegen übersetzen. Nachmittags gehen wir spazieren, besuchen Museen und am Abend, wie gehabt, die Theater.“ „Das ist alles? Du bist also nur am Tag für mich da?“ „Ja, natürlich.“ „So natürlich ist das gar nicht, denn ich, ich brauche für jede Nacht eine Frau. Wo sind denn die Frauen - ich möchte sie gleich kennenlernen.“

Wir unterdrückten unser Lächeln, und ich erklärte ihm, dass es für die Nächste keine Frauen gebe in der Deutschen Demokratischen Republik. „Gut“, meinte er, „dann gehe ich auf den Markt und werde mir ein paar kaufen; für jede Nacht eine andere; es sind noch fünf Nächte, also fünf Frauen.“

Nur schwer konnte er begreifen, dass es keinen Frauenhandel gibt und auch nicht die Häuser, in denen sich die Frauen befinden, da „wir die Ausbeutung von Menschen in unserer Republik nicht zulassen“. Notgedrungen musste er auch die zweite Nacht allein verbringen.

Am nächsten Tag kam er geknickt etwas später zum Frühstück, schaute mich charmant an und sagte: „Ich bitte Dich innig, komm' doch diese Nacht auf mein Zimmer. Sonst werde ich krank.“ „Das kann ich nicht. Ich bin verheiratet und liebe meinen Mann.“ „Du kannst ihn ruhig weiter lieben“, antwortete er überzeugt, „ich will doch Eure Ehe nicht zerstören. Ein paar Nächte mit mir sind doch keine Sünde. Du wirst es nicht bereuen, ich gebe Dir dafür zehn Dollar. Die habe ich aber nicht bei mir. Ich schicke sie aus Dahomey aus dem Busch an Euren FDGB mit dem Vermerk 'Honorar für die Nachtdienste der Dolmetscherin Frau Musculus'“. Dann nahm er meine Hände und schrie wie in Extase: „Votre peau, votre peau, peau, peau!“ „Um Gottes Willen!“, riefen die deutschen Funktionäre, „wenn er Ihre Hände jetzt schon mit Ihrem Po verwechselt, ist er vollkommen durchgedreht“ (sie wussten nicht, dass „peau“ französisch ist und „Haut“

bedeutet). Natürlich wurde für die Weiterfahrt nach Dresden ein anderer Dolmetscher engagiert, männlichen Geschlechts. Was ihm blühte, weiß ich nicht - man kann es ja auch nie wissen. Nach dieser so peinlichen Angelegenheit blieb ich psychisch, physisch und erotisch total zerstört. Kein Psychiater kann mir helfen. Vielleicht erfahre ich die Adresse von dem Missetäter aus Afrika, um eine monatliche Wiedergutmachung zu beanspruchen. Ich hoffe, dass auch Sie für meinen so tragischen Zustand Verständnis zeigen und mich großzügig unterstützen. Ich bedanke mich dafür.

Concessionen

Das Reisen ist erholsam und bildend - aber kostspielig. Mit den ersten beiden Genüssen stellte ich mich zufrieden und wurde für diese sogar gut bezahlt - als Reiseleiterin in Berlin, „Hauptstadt der Deutschen Demokratischen Republik“. Man engagierte mich sofort, als man erfuhr, dass ich rumänisch spreche, denn rumänische Dolmetscher waren, wie andere Erzeugnisse auch, Mangelware in der DDR. Das Deutsche Reisebüro belehrte mich fachgemäß, Broschüren und Hefte wurden mir ausgehändigt - Beschreibungen der Städte Berlin, Leipzig, Dresden, Weimar. Auch ihre Kulturträger Schadow, Langhans, Bach, Pöppelmann, Liszt, Goethe waren meine ständigen Begleiter.

Dann wollte man mich zu einem ideologischen Kursus heranziehen, um mir das politische Umdenken beizubringen, sozialistische Revolutionäre kennenzulernen und mir neue Wörter der kämpferisch-„sozialistischen“ Sprache anzueignen. Dieses Angebot lehnte ich ab, denn wir Rumänen halten mehr vom Tanzen, Lachen und von Liebe. Dennoch stellte man mich ein, und nolens volens wurde ich doch indoktriniert - Plakate mit weisen Sprüchen auf sozialistischen Wohnkomplexen, Demonstrationsplätzen, Kaufhäusern und öffentlichen Bedürfnisanstalten hoben mein „marxistisches Niveau“: „Für ewig verbunden mit der Sowjetunion!“, „Es Lebe die Freundschaft mit den benachbarten Bruderländern!“, „Tod dem Revanchismus und Imperialismus!“. In der Presse belustigten mich rebellische Worte wie: „Wettkampf der Arbeitskollektive“, „Klassenkampf“, „neuer Kampfgeist“, „Kampfdemonstration“ usw. usf. Durchdrungen mit diesem „sozialistischen“ Wortschatz begann ich meine fruchtbare Aktivität.

Die Reisegruppen holte ich vom Ostbahnhof zwischen 5.00 und 8.30 Uhr ab - je nach Verspätung des „Orient-Express“ aus Rumänien. Nach Hotelunterbringung und Auszahlung der Taschengelder unternahm ich mit den Gästen eine Stadtrundfahrt. Interessiert hörten sie meinen Erläuterungen zu. Spannend wurde es immer, als ich ihnen die Stadtgrenze zeigte - eine Trennung, die sie nur schwer verstanden. Einmal wurde die drückende Atmosphäre durch die geistreiche Frage eines Rumänen aufgelockert: „Wem gehören eigentlich die Möwen, die so frei über die Mauer fliegen dürfen - den Westmächten oder dem Warschauer Pakt?“ Spontan antwortete ich: „Sie wohnen sicher bei uns, weil hier die Mieten billiger sind. Ihre

Nahrung aber holen sie bestimmt von drüben.“ „Schade, dass wir nicht auch Möwen sind.“, murmelten manche vor sich hin. Ost-Berlin gefiel meinen Landsleuten. Besonders ergötzten sie sich am Berliner Bier, und so verbrauchten sie ihre Taschengelder recht schnell.

Nach zwei Tagen verließen wir die „Hauptstadt“ und fuhren nach Leipzig, Weimar und Dresden. Langsam fasste die Gruppe Vertrauen zu mir und bat mich um Hilfe. Sie hatte mehrere Flaschen rumänischen Cognac mitgebracht, dreisternig, die beliebteste Marke der DDR-Bürger. Die lebenslustigen Rumänen verkauften ihn mit meiner Hilfe in Museen, Cafés und auf der Straße zu einem günstigeren Preis als im Handel. Anschließend erfuhr ich von ihnen, dass sie für das erworbene Geld BHs dringendst benötigen. Die DDR war das Land der BH-Angebote - mehrere Farben, alle Größen und günstige Preise. Um mein Erstaunen zu dämpfen, erklärten mir die Rumänen das folgende Phänomen: der Sozialismus kam auch in ihr Land mit seiner wohltuenden Befreiung der Arbeiterklasse von bürgerlichen Gütern und Luxusartikeln. BHs wurden weder erzeugt noch importiert, es hieß „Zurück zur Natur!“, die befreiten Brüste hingen und schaukelten den Parteigenossen lebhaft entgegen. Deshalb war eine neue sozialistische Währung entstanden - Cognac für BHs, BHs für Cognac. Der Kurs schwankte, wie an einer westlichen Devisenbörse, zwischen 1:3 und 1:4. Manchmal fand der Austausch direkt in den Wäschegegeschäften statt - ein Liter Cognac für drei oder vier BHs. Beide Seiten profitierten voneinander und waren zufrieden. Die Planerfüllung zwischen den Brudervölkern vollzog sich ehrenvoll. Ich amüsierte mich köstlich, denn mein Wirken zwischen Kultur, An- und Verkauf füllten mich restlos aus. So profilierte ich mich zur perfekten Reiseleiterin und BH-Beraterin.

Angetrunken mit deutschem Bier und die Koffer voller BHs verließen die Rumänen zufrieden die DDR. Fast jeder von ihnen dankte mir für mein Verständnis und meine Hilfe mit einer Flasche Cognac. So verabschiedeten wir uns voneinander in Dresden, dem letzten Punkt im Reiseprogramm, nach zwölfjährigem Aufenthalt.

Müde musste ich dann dort noch zwei Stunden verbringen, ehe der nächste Zug nach Berlin einfuhr. Einmal aber geschah etwas Unerwartetes. Auf dem anderen Bahngleis kam ein Zug an:

<p>Wien - Berlin (über Berlin-Schönefeld) Für den Binnenverkehr gesperrt</p>

Mit meinen schweren Koffer stieg ich gleich in die 1. Klasse ein. Nach wenigen Minuten öffnete ein Schaffner die Tür zu meinem Abteil. Böse und verwundert fragte er mich, wieso ich in diesen Zug eingestiegen war. „Ganz einfach, durch die Tür“, entgegnete ich energisch. „Lassen Sie die Witze, der Zug ist doch für den Binnenverkehr gesperrt, können Sie denn nicht lesen?“ „Doch,“ antwortete ich „eben deshalb stieg ich auch ein; ich besitze nämlich keine Bienen.“ Er sah mich verwundert an und mag sich gedacht haben 'Ist sie so blöd oder tut sie nur so?'. „Was sagen Sie da, sofort zahlen Sie eine Strafe. Hinauswerfen kann ich Sie nicht, da der Zug bis Schönefeld durchfährt.“ Er schrieb mir eine Strafquittung aus. Ich war empört - nicht über die Summe (eine schäbige Mark) - aber über seine Skepsis mir gegenüber. „Sie sind nicht im Recht. Ich bin ein anständiger Mensch und lüge nicht.“ Ich gab ihm die Mark. Dann öffnete ich spontan meinen Koffer und sagte: „Überzeugen Sie sich selbst - keine einzige Biene!“ Seine Augen wurden immer runder und größer beim Betrachten der vielen Cognac-Flaschen. „Keine Bienen, aber Cognac,“ lächelte ich zufrieden und überreichte ihm eine dreisternige Flasche. „Verdient haben Sie sie eigentlich nicht, doch großzügig wie ich bin...“ In Extase nahm er sie an sich und setzte sich mir gegenüber. „Woher kommen Sie und was sind Sie eigentlich?“, fragte er mich verunsichert. In zwei Worten erklärte ich ihm meine Identität, Nationalität und meinen Beruf. Nun wusste er Bescheid! Dann erzählte ihm, dass mich dieser Zug angenehm überrascht hatte. „Ein so eleganter Zug, ein so zivilisiertes Land, diese DDR! Man darf nicht mit Bienen reisen! Bei uns in Rumänien nämlich ist das Reisen mit Schweinen in der 1. Klasse strengstens verboten. Vor Abfahrt der Züge wird durch ein Mikrophon ausgerufen: 'Das Mitnehmen von Schweinen ist nur in der 2. Klasse gestattet. Wir wünschen eine angenehme Fahrt.' Viele Fahrgäste der 2. Klasse flüchten vor dem Geruch der lieben Tierchen sogar auf die Dächer ...“.

Der Schaffner nahm plötzlich seinen Kalender und fragte mich, wann ich wieder rumänische Touristen führen würde. Die Termine waren in meinem Kalender eingetragen. So vereinbarten wir die nächste Heimreise nach Berlin; er versprach mir, mich immer mitfahren zu lassen. Ich war glücklich, zwei Stunden früher nach Hause zu kommen und versicherte ihm, dass er zum Dank jedes Mal eine Flasche Cognac von mir erhalten werde. Mit einem freundschaftlichen Händedruck verabschiedeten wir uns.

In Berlin angekommen, berichtete ich mein abenteuerliches Erlebnis meinem Heinz. Ich versicherte ihm, dass ich das nächste Mal in Dresden gestrost mit einem Ferkel in die 1. Klasse einsteigen dürfe, geschweige mit Bienen ... der brave Schaffner war doch zu sehr vom Cognac angetan. Wir fuhren tatsächlich noch drei oder vier Mal zusammen nach Berlin - dann verloren wir uns.

So endet meine wahre Geschichte; und wenn der Schaffner nicht gestorben ist, so gondelt er noch heute zwischen Wien und Berlin, jedoch ohne mich und ohne den dreisternigen Cognac, da wir beide uns ein paar Grad weiter westlich angesiedelt haben: mich erdrückten die „sozialistischen Errungenschaften“ - und der rumänische Cognac muss seinem Heimatland harte Devisen einbringen.

Die Moral: Eignet Euch nie zuviele Kenntnisse an. Hätte ich neben den politischen Parolen auch Fachausdrücke wie „Binnenverkehr“ gelernt, wäre diese Geschichte nicht entstanden - und Ihr hättet nicht so gelacht.

So aber verbleibe ich mit kämpferischen Grüßen

Eure Nunica